FPI-Publikationen – Wissenschaftliche Plattform “Polyloge“

GraduierungsArbeiten

aus den Weiterbildungen der EAG zur
"Integrativen Therapie" und ihren Methoden

Herausgegeben durch den Prüfungsausschuss der EAG:

Univ.-Prof. Dr. mult. Hilarion G. Petzold,

Prof. Dr. päd. Waldemar Schuch, MA,

Dipl.-Päd. Ulrike Mathias-Wiedemann,

(Prof. Dr. phil. Johanna Sieper † 26.9.2020)

© FPI-Publikationen, Verlag Petzold + Sieper Hückeswagen.

Redaktion: *Ulrike Mathias-Wiedemann, Hans-Christoph Eichert*, Wefelsen 5, D - 42499 Hückeswagen

e-mail: forschung@integrativ.eag-fpi.de

Copyrightinweis: Mit der Veröffentlichung gehen sämtliche Verlagsrechte, insbesondere das der Übersetzung, an die FPI-Publikationen, D-40237 Düsseldorf. Auch der auszugsweise Nachdruck bedarf der schriftlichen Genehmigung.

Ausgabe 07/2006

Intersubjektivität
und der dritte Weg der Heilung und Förderung
Erfahrungen aus der musiktherapeutischen Arbeit
mit geistig behinderten Menschen *

Katrin Nitsche

* Aus der „Europäischen Akademie für biopsychosoziale Gesundheit, Naturtherapien und Kreativitätsförderung“ (EAG), staatlich anerkannte Einrichtung der beruflichen Weiterbildung, Hückeswagen (Leitung: *Univ.-Prof. Dr. mult. Hilarion G. Petzold*, (*Prof. Dr. phil. Johanna Sieper † 26.9.2020*). Mail: forschung@integrativ.eag-fpi.de, oder: info@eag-fpi.de, Information: <http://www.eag-fpi.com>).
EAG-Weiterbildung: *‘Integrative Musiktherapie/ klinische Musiktherapie‘*.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	2
2. Diskussion des Begriffs „geistige Behinderung“	4
3. Intersubjektivität in der Arbeit mit geistig behinderten Menschen.....	8
3.1 Intersubjektivität als Haltung und Ziel gleichzeitig	10
3.2 Handeln aus unterstellter Intersubjektivität.....	13
3.3 Weitung des Blicks auf kompetentes Subjekt	17
4. Der dritte Weg der Heilung und Förderung	19
4.1 Kokreatives und schöpferisches Milieu	20
4.2 (Leibmusikalische) Ko-respondenzprozesse	23
4.3 Multiple Stimulierung durch kreative Medien	26
4.4 Gemeinschaftliche Ressourcen.....	31
4.5 Fokus auf eine Teilnehmerin.....	33
5. Innehalten und Ausblick.....	35
6. Zusammenfassung	36
Summary	36
Literaturverzeichnis.....	37

1. Einleitung

Mein Thema und der Wunsch, über die musiktherapeutische Arbeit mit geistig behinderten Menschen zu schreiben, entstand durch den Abschied von einer Gruppe geistig, und teilweise auch körperlich behinderter Menschen. Sie war meine erste in diesem für mich damals neuen, unbekanntem Bereich gewesen.

Durch die Erfahrungen mit ihr und die Begegnungen in ihr bereichert, empfand ich Abschiedsschmerz, aber auch Freude über diesen gewonnenen Schatz. So wurde es mir ein Anliegen, diesen Schatz, aber auch die Herausforderungen, Schwierigkeiten und Grenzen der musiktherapeutischen Arbeit mit geistig behinderten Menschen im Rahmen einer Graduiierungsarbeit zu reflektieren. Dies teils rückblickend, teils weiter sich unmittelbar erzeugend.

Der Aspekt der Intersubjektivität war für mich von Anfang an ein wichtiges Anliegen und eine grundlegende Fragestellung. Wie kann es zu Intersubjektivität kommen, wie lässt sie sich aufbauen, entwickeln, verwirklichen? Sprache z.B. ist bei diesen Menschen meist nur begrenzt oder gar nicht vorhanden und es können andere - variierende - Einschränkungen hinzukommen. Wie entwickle ich mich in der Arbeit mit diesen Menschen weiter in Richtung Intersubjektivität? Intersubjektivität im Sinne von: „Auseinandersetzung in Freiheit und Wertschätzung auf gleicher Ebene in Respekt vor der Würde des anderen als Mitmensch“ (Petzold 1993, S. 1056/1057).

Beschäftigt hat mich der Aspekt der Intersubjektivität schon vor vielen Jahren bei meiner damaligen Tätigkeit als Krankenschwester in einer onkologischen Klinik. Damals kam ich z.B. in Situationen, in denen ich einen mir unbekanntem, sterbenden Menschen pflegerisch übernehmen musste. Einen Menschen, von dem ich kaum etwas wusste, den ich nicht hatte kennen lernen können. Die Frage stellte sich: Wie finde ich seine Wünsche und Bedürfnisse heraus – dies oftmals unter gleichzeitigem Handlungsdruck? Wie kann es zu einem „richtigen“ Einfühlen und Verstehen kommen, wenn eine – nicht unmittelbar verständliche - Äußerung von diesem sterbenden Menschen ausgeht? Der Begriff der Zwischenleiblichkeit, der in der Integrativen Therapie eine Rolle spielt, war mir von der Bedeutung her schon nahe. Der Leib als Verbindendes, als Spürorgan, als Resonanzkörper spielte in solchen Situationen die tragende Rolle. Die Auseinandersetzung mit dem Artikel „Die Chance der Begegnung“ von H. G. Petzold (1993, S.1047-1087), in dem u.a. das Handeln aus „unterstellter Intersubjektivität“ beschrieben wird, war in diesem Zusammenhang fruchtbringend.

Durch meine begonnene Ausbildung am FPI versuchte ich, manche Anliegen bewusster – da jetzt mit einem anderen theoretischen Hintergrund – umzusetzen, z.B. in der Gestaltung der Pflegevisite. Diese war von Klinikseite im Sinne der Intersubjektivität eingeführt worden, auch wenn diese Begrifflichkeit hier nicht verwendet wurde. Sie sollte einer Funktionalisierung und Verdinglichung entgegenwirken, indem Patientinnen und Patienten mit einbezogen wurden. Zuvor hatte die Übergabebesprechung im Stationszimmer stattgefunden, jetzt fand sie „vor Ort“ bei den Patientinnen und Patienten statt. So waren diese zum einen unmittelbar informiert über z.B. anstehende pflegerische Maßnahmen, zum anderen konnten sie selbst Bedürfnisse und Anliegen äußern. Schließlich ging es um ihre Belange. Einem Machtgefälle konnte so durch ein Begegnen auf gleicher Ebene entgegengewirkt werden. Gleichzeitig konnten aber äußere Abläufe und Zeitdruck die Implementierung und Einhaltung dieses „Grundrechtes“ auf Intersubjektivität immer wieder gefährden.

Gefährdet und verletzt ist Intersubjektivität auch, wenn in Anwesenheit eines behinderten Menschen **über** ihn gesprochen wird, statt ihn einzubeziehen, auch wenn dies in „guter“ Absicht geschieht.

Damit möchte ich zu der Personengruppe zurückkehren, auf die ich mich in meiner Graduierungsarbeit beziehe. Der Kontext meiner praktischen Arbeit sind zwei Werkstätten für geistig behinderte Erwachsene, in denen ich als Musiktherapeutin mehrere Gruppen aufgebaut habe, die jeweils einmal die Woche oder 14-tägig für eine Stunde stattfanden bzw. stattfinden, drei davon im Förderbereich. Von Seiten der Werkstätten waren die Gruppen als „kreative Angebote“ gedacht. Wegweisend, und in den gegebenen Rahmen passend, wurde bei der Gestaltung der Gruppen dabei für mich der dritte Weg der Heilung und Förderung (s. Kapitel 4) und die Intersubjektivität (s. Kapitel 3).

Meine musiktherapeutische Vorgehensweisen und Anliegen vermittelte ich u.a. bei Elternabenden und in Gesprächen mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Bei meiner Arbeit mit den Gruppen erlebte ich, wie eng Intersubjektivität und eine Ressourcenperspektive, wie sie sich mir u.a. im 3. Weg der Heilung und Förderung darstellt, miteinander verknüpft sind. In den 3½ Jahren meiner Arbeit dort stellte ich mir immer wieder die Frage: Welche neuen Möglichkeiten könnten erwachsen? Die schöpferische Kreativität und auch der Humor von Seiten der Teilnehmenden beflügelten mich in dieser Fragestellung.

Vielleicht ist es nicht übertrieben zu sagen, dass es auch in diesem Bereich um ein „werde, der du bist“ gehen kann.

2. Diskussion des Begriffs „geistige Behinderung“

Der Begriff „geistige Behinderung“ regt zum Nachsinnen an. Er ist schwer greifbar, und es besteht die Gefahr der negativen Etikettierung. Daher kann und muss der Begriff „geistige Behinderung“ diskutiert werden. Wenn man in vermehrten persönlichen Kontakt zu Menschen kommt, die als „geistig behindert“ bezeichnet werden, wird unweigerlich eine Auseinandersetzung mit dem Phänomen „geistige Behinderung“ in Gang kommen. Und sie wird letztendlich auch nicht aufhören können, da es keine endgültigen Antworten geben kann. An dieser Stelle möchte ich keine Zusammenfassung der „wichtigsten Betrachtungsweisen und Theorien geistiger Behinderung geben, die in den letzten Jahrzehnten handlungsbestimmend waren, die bis heute noch wirksam sind oder die gegenwärtige Diskussion maßgeblich bestimmen“ (dazu Theunissen 2005, S.15ff). Das würde zwar einem Anliegen der Integrativen Therapie entsprechen, denn es geht damit auch um ein Erkennen der Welt- und Menschenbilder, die jeweils dahinter stehen.

Ich möchte mich hier vor allem auf dem Hintergrund von „Intersubjektivität“ und dem „dritten Weg der Heilung und Förderung“, um die es in den nächsten Kapiteln gehen wird, mit dem Begriff auseinandersetzen.

Feuser schreibt, dass geistige Behinderung „begrifflich eine gesellschaftliche und fachliche Realität bezeichnet, aber nicht die Individualität des Menschen, den wir mit diesem Begriff meinen. Die Aussage abstrahiert vielmehr von seiner Individualität und Subjekthaftigkeit und bewirkt im gesellschaftlichen Kontext das Gegenteil dessen, was unsere pädagogische (und musiktherapeutische, Anm. der Verfasserin) Absicht den so bezeichneten Menschen gegenüber ausmacht“ (Feuser 1996, S.18f; zit. n. Theunissen 2005, S.42).

In der Integrativen (Musik)-Therapie lautet die anthropologische Grundposition: „Der Mensch als Mann und Frau ist Körper-Seele-Geist-Subjekt im sozialen und ökologischen Umfeld. Leibsubjekt und Lebenswelt sind in primordialer Weise miteinander verschränkt in beständiger Entwicklung“. (Petzold 2003, S. 116)

In einer frühen anthropologischen Position der Integrativen Therapie heißt es zum Menschen: „Der Mensch ist Leib-Subjekt in der Lebenswelt, das bedeutet, er ist ein Körper-Seele-Geist-Subjekt in Kontext und Kontinuum und steht in der lebenslangen Entwicklung einer souveränen und schöpferischen Persönlichkeit“. (Petzold 2003, S.1062)

Durch den Begriff „geistige Behinderung“ kann es leicht passieren, dass – im Widerspruch zu den gerade genannten anthropologischen Grundpositionen der Integrativen Therapie – der Mensch auf einen Teilaspekt seiner Gesamtpersönlichkeit und seinen gesamten

Entwicklungsmöglichkeiten reduziert und zudem die Sozialität und der lebensweltliche Bezug vernachlässigt wird, das Eingebettetsein des ganzen Menschen in seinen Kontext, und dies im Sinne einer defizitorientierten Begriffsaufbereitung. Bei der Frage nach der „geistigen Dimension“ wiederum muss gefragt werden: Worauf bezieht sich „geistig“ bei der Bezeichnung „Menschen mit geistiger Behinderung“? Und: Gibt es geistige Aspekte, bei denen diese Menschen dann keine Einschränkung haben? Z.B. erlebe ich viel Humor in den Gruppenstunden; überhaupt auch eine „emotionale Intelligenz“ (D. Goleman), die ja zunehmend als ebenso bedeutsam angesehen wird, wie die kognitive Intelligenz. In Bezug auf kognitive Intelligenz schreibt Theunissen, dass „neben partiellen Lernaussfällen (Entwicklungsrückständen) auch partielle bzw. besondere Fähigkeiten und Fertigkeiten (sog Leistungsinseln) bestehen“ (2005, S.37).

Nach dem ICD-10 ist eine Intelligenzminderung (dieser Terminus wird statt des Begriffes „Geistige Behinderung“ benutzt) „eine sich in der Entwicklung manifestierende, stehen gebliebene oder unvollständige Entwicklung der geistigen Fähigkeiten, mit besonderer Beeinträchtigung von Fertigkeiten, die zum Intelligenzniveau beitragen, wie z.B. Kognition, Sprache, motorische und soziale Fertigkeiten. (...) Das Anpassungsverhalten ist stets beeinträchtigt, eine solche Anpassungsstörung muss aber bei Personen mit leichter Intelligenzminderung in geschützter Umgebung mit Unterstützungsmöglichkeiten nicht auffallen“ (Dilling u.a. 1993, S.254; zit. n. Theunissen 2005, S.22).

Abgesehen davon, dass bei dieser Klassifizierung der Fokus (ein Stück weit „notgedrungen“) auf die Defizite gerichtet ist, ist es fragwürdig, die Klassifizierung innerhalb der psychischen Störungen vorzunehmen. Positiv zu verzeichnen ist, dass im 2. Teil der Definition des ICD-10 auch Begriffe wie Umgebung und Unterstützungsmöglichkeiten fallen, also dem Faktor Umwelt eine Bedeutung zugemessen wird. Hier erschließen sich Ansatzpunkte für eine ressourcenorientierte Sichtweise.

Erwähnen möchte ich in diesem Zusammenhang auch die Sichtweise des contergangeschädigten Sportlers Rainer Schmidt, auch wenn dessen Behinderung keine geistige, sondern eine körperliche, ist.

Er stellt die Einteilung in Behinderte und Nicht-Behinderte in Frage. Er schreibt: „Statt Menschen in Kategorien einzuteilen, plädiere ich dafür, die Individualität eines jeden Einzelnen zu wahren. Denn jeder Mensch hat seine ganz eigenen Begabungen und Grenzen. [...] Ein Argument aber spricht dagegen, den Begriff »behindert« ganz aufzugeben. Das ist der Gedanke des Ausgleiches. In der Tat gibt es Menschen, die gegenüber anderen benachteiligt sind. Wer etwa im Rollstuhl sitzt, kann (meistens jedenfalls) nicht alleine Bahn fahren. Daher

wird ihm das Recht eingeräumt, kostenlos eine Begleitperson mitzunehmen, ...“ (Schmidt 2006, S.48f.). Weiter schreibt er: „... alle Menschen sind in ihren Funktionen, Fähigkeiten und Begabungen begrenzt. Niemand kann alles. [...] Wir Menschen sind prinzipiell begrenzte Wesen. Das gilt ganz wörtlich. [...] Wir Menschen müssen uns damit abfinden, dass wir nicht alle Fähigkeiten gleich gut entwickeln können. Immer werden wir begrenzt sein. Das gilt für Menschen mit besonderen Grenzen (= »Behinderte«) und für Menschen mit gewöhnlichen Grenzen (= »Nichtbehinderte«).“ (a.a.O., S.60f)

Dieser Blick blendet (besondere) Grenzen nicht aus, richtet sich aber gleichzeitig auf das Gemeinsame und Mögliche. Rainer Schmidt ist, ohne Unterarme und mit einem verkürzten Oberschenkel geboren, einer der erfolgreichsten Tischtennispieler in Deutschland, der bei den Paralympics bisher fünf Medaillen gewonnen hat.

In der Integrativen Therapie gehört zu den Leitprinzipien der Respekt vor der „Andersheit des Anderen“ (Levinas). Dieser Respekt bezieht sich auf die Andersheit **jedes** Menschen.

Ein wichtiger Aspekt des 3. Weges der Heilung und Förderung ist der Aufbau und die Stärkung von Ressourcen und persönlicher Souveränität. Dabei darf, wie Theunissen schreibt, „nicht nur die kognitive Dimension (Intellekt) fokussiert werden, sondern die kompetenzfördernde Freisetzung oder Unterstützung der individuellen Potenziale umfasst insbesondere auch Aspekte des Selbstkonzepts und die ästhetische Dimension“ (2005, S.34). An anderer Stelle schreibt er: „Außerdem dürfen wir annehmen, dass der Identitätsfaktor als kompetenzbegleitendes und –konstituierendes Moment gleichermaßen „wesensbedingt“ zum Menschsein gehört. Wenn wir dann davon ausgehen, dass die Beschreibung geistig behinderter Menschen als kompetente Individuen zu wenig Beachtung findet, so gilt dies ebenso für ihr Selbstkonzept, dem bislang kaum fachliches Interesse gegolten hat“ (a.a.O., S.35).

Das Selbst- und Identitätskonzept hat in der Integrativen Therapie und ihrem Persönlichkeitstheoretischen Modell eine zentrale Stellung. Petzold schreibt: „Da sich Identität aus dem Leib-Selbst durch die Aktivität des Ich konstituiert, das die aus dem Umfeld kommenden und sich auf verschiedene Identitätsbereiche („fünf Säulen“) beziehenden Identitätsattributionen (Identifizierungen, social identity) aufnimmt und mit deren Bewertung (valuation, appraisal) durch Selbstattributionen (Identifikationen, ego identity) sowie durch die Internalisierung dieser Zuschreibungen zur Identität synthetisiert, muss Psychotherapie dazu beitragen, diese Prozesse zu ermöglichen und zwar in einer positiven Weise“. (Petzold/Sieper 1996, S.321)

Wenn wir den Begriff „geistige Behinderung“ diskutieren, muss auch in den Blick genommen werden, dass sich „geistige Behinderung“ unter Umständen in einer Ausprägung zeigt, die nicht „nötig“ wäre. Das vorgenannte Selbstkonzept spielt hier eine entscheidende Rolle, das wiederum nicht vom sozialen Feld und seinen Einflüssen zu trennen ist. „Das soziale Feld und seine Einflüsse bestimmen geistige Behinderung und die Karrieren geistig Behinderter nachhaltig. Bei einer longitudinalen Betrachtung und Forschung (Rutter 1988; Robins&Rutter 1990) kommt den Karrieren, den „chains of adverse and protective events“ (Petzold&Schuch 1991), den Ereignisketten, eine besondere Bedeutung zu“. (Petzold 1994, S.228)

Tendenziell sind Menschen mit einer geistigen Behinderung von Beginn an stärker von psychosozialen Belastungen (z.B. intensivere und häufigere medizinische Behandlung, psychisches Belastetsein der Bezugspersonen) betroffen.

Die vorgenannte Analyse zugrunde legend fordert den Blick „hinter die Kulissen“, hin zu den je individuellen Möglichkeiten des behinderten Menschen. Eine sowohl individuelle, das soziale Umfeld berücksichtigende, als auch nach Ressourcen Ausschau haltende Betrachtung muss also einer rein defizitorientierten Definition, wie sie „inoffiziell“ und volkstümlich verbreitet sein mag, weichen. Und: Bevor sich kognitive und andere Fähigkeiten entwickeln können, bedarf es eines „heilklimatischen“ Umfeldes , eines „gastlichen Raumes“ (Petzold).

Ich möchte an dieser Stelle nochmals auf die anthropologische Grundposition aufmerksam machen, dass der Mensch Körper-Seele-Geist-Subjekt **im sozialen und ökologischen Umfeld ist.**

Abschließend und überleitend soll nochmals auf Rainer Schmidts „besondere Grenzen“ verwiesen sein. Grenzen dürfen nicht verkannt werden, und sie beeinflussen in meiner Arbeit auch immer wieder meine Handlungsweise. Denn „besondere Grenzen“ ziehen auch besondere Bedürfnisse nach sich. Um mich auf den „vier Wegen der Heilung und Förderung“ bzw. in meinem Fall v.a. auf dem 3. Weg der Heilung und Förderung zu bewegen, brauche ich aber einen offenen Blick für das Mögliche und manchmal unmöglich scheinende.

3. Intersubjektivität in der Arbeit mit geistig behinderten Menschen

Zwei Situationen aus der Gruppe mit geistig behinderten Erwachsenen, die ich zu Beginn meiner Arbeit in diesem Bereich übernommen hatte, kommen mir am Anfang der Einleitung zu diesem Kapitel in den Sinn:

Zum einem ist es die Anfangsstunde, in der ich mit den Teilnehmenden zusammenkam. Sie fand im Aufenthaltsraum statt, die Teilnehmenden saßen – weit voneinander entfernt – um große Tische herum. Es war klar, dass wir so nicht näher in Kontakt treten konnten. Ab der zweiten Stunde waren die Tische zur Seite geräumt, und wir saßen, näher beieinander, im Kreis, nahmen nun deutlich mehr voneinander wahr und konnten uns freier bewegen.

Zum anderen ist es die Abschiedsstunde, die mir in den Sinn kommt. In einem Teil dieser Stunde schickten „der König und die Königin“ einen Boten aus, der für ihr Fest die ausgezeichneten Musiker (die Gruppenmitglieder) des Landes persönlich aufsuchen und fragen sollte, ob sie zum Fest kommen, um aufzuspielen und das schöne Fest mitzugestalten. Jeder Musiker, jede Musikerin (also jedes Gruppenmitglied) machte sich - der Reihe nach, so wie der Bote kam – auf den (Klang-) Weg mit dem eigens ausgewählten Instrument.

In dieser Situation blieben zwei Gruppenmitglieder – unvorhergesehen und überraschend für mich – vor mir stehen und spielten auf ihrem Instrument zu mir hin, schauten mich dabei an. Sehr viel war hier für mich erlebbar: Sie brachten sich mit ihrer ganzen Person ein – die Haltung, in der sie vor mir standen, die Art wie sie mich anschauten, ließen erkennen, dass sie sich der Abschiedssituation bewusst waren und ihr entsprechend begegnen wollten. Auch ihr musikalisches Spiel unterschied sich in seiner Art von dem in „normalen“ Stunden, und es zeugte von großer Intensität. Einer der beiden Gruppenmitglieder, der nur wenig und zudem sehr undeutlich spricht, sprach Abschiedsworte aus. Ich war sehr berührt. Ich erlebte diesen Moment als Begegnung, in der sich Intersubjektivität lebendig und leibhaftig verwirklichte. Begegnung als „ein wechselseitiges empathisches Erfassen im Hier-und-Jetzt geteilter Gegenwart, bei dem die Begegnenden im frei entschiedenen Aufeinanderzugehen ganzheitlich und zeitübergreifend ein Stück ihrer Geschichte und ihrer Zukunft aufnehmen und in einen leiblichen (d.h. körperlich-seelisch-geistigen) Austausch treten, eine Berührtheit, die ihre ganze Subjekthaftigkeit einbezieht“ (Petzold 2003, S.795).

Es war und ist mir ein wichtiges Anliegen, in den Gruppen (Frei-)Raum und Anlass zu geben für die Entwicklung von Intersubjektivität.

Grundlage für Intersubjektivität ist die ursprüngliche, grundsätzliche Verbundenheit alles Seins. In der Integrativen Therapie wird von der Grundannahme ausgegangen, „dass alles

„Sein“ Ko-existenz ist, und dass in dieser Welt das grundlegende Lebens- und Organisationsprinzip das der Bezogenheit ist“ (Petzold 1980, S.226ff). „Was sich zwischen Menschen an Inter-esse, Inter-aktion, Inter-subjektivität ereignet, hat die „immer schon anwesende“ Verbundenheit zur Voraussetzung“ (a.a.O., S.228). So ist ein wesentliches Ziel therapeutischer Arbeit, „das Erleben von Mit-Sein zu wecken, zu ermöglichen, zu vertiefen und zu bekräftigen. Dies kann nicht allein auf einer verbalen oder reflexiven Ebene geschehen. Hier geht es um ein existentielles sich Einlassen, um eine Intersubjektivität, in der Berührung und Betroffenheit sehr konkret sind; denn Begegnung ist, [...], jenseits von Leiblichkeit nicht möglich; sie ist immer auch leibliche Begegnung“ (a.a.O., S.232).

Insofern war es mir in der eingangs erwähnten Anfangsstunde ein Anliegen, rein praktisch gesehen, Dinge (in dem Fall Tische) aus dem Weg zu räumen, die der (leiblichen) Begegnung im wahrsten Sinne des Wortes im Weg standen. Das sich gegenseitige Wahrnehmen und in Kontakt kommen wurden so erleichtert bzw. erst ermöglicht. Darüber hinaus erweiterte sich durch diese einfache Maßnahme der uns zur Verfügung stehende Raum und kam somit, auch hier im wahrsten Sinne des Wortes, meinem Anliegen, Raum für intersubjektive Begegnung zu schaffen, entgegen.

Die Grundannahme der „Gleichheit auf einer existentiellen Ebene des Menschlichen“ (Petzold 2003, S.786), die keinen Menschen auf eine höhere Ebene erhebt oder auf eine tiefere Ebene herabsetzt verbinde ich auch mit der schon im Kapitel 1 genannten Definition von Intersubjektivität als „Auseinandersetzung in Freiheit und Wertschätzung auf gleicher Ebene in Respekt vor der Würde des anderen als Mitmensch“. Somit ist die Abwesenheit von (gezeigtem) Machtgefälle eine Voraussetzung für Intersubjektivität. Es bedeutet auch, dass ich den behinderten Menschen als (Mit)- Mensch und Partner ernstnehme und wertschätze. Hier besteht ansonsten die Gefahr, dass gerade der geistig behinderte Erwachsene in ein Machtgefälle gerät, wenn er wie ein unmündiges Kind angesprochen und behandelt wird.

Um im Sinne von Intersubjektivität zu handeln, ist es nötig, in eine Subjekt-Beziehung zu gelangen, die nicht-objektivierend ist.

H. Petzold definiert „Subjektbeziehung als Beziehung zum Menschen als einzigartigem Subjekt, dessen Würde und Integrität in ihm selbst begründet liegen und deshalb einen intersubjektiven Zugang verlangt“ (2003, S.119). Wenn ich seine Einzigartigkeit unbeachtet lasse, gehe ich an seiner Person vorbei, setze eine Schablone an.

Zum Schluss des Einleitungsteils möchte ich den Aspekt der „Freiheit“ ansprechen. Dieser lässt sich in der Musiktherapiegruppe sicherlich leichter verwirklichen als in manch anderen Lebensbereichen des geistig behinderten Erwachsenen. Dennoch muss sehr sorgfältig darauf

geachtet werden, dass in allen Bereichen Freiheit, und das heißt auch Kontrollmöglichkeiten, Selbstbestimmung und Mitbestimmung, so weit dies geht, ermöglicht wird.

3.1 Intersubjektivität als Haltung und Ziel gleichzeitig

Intersubjektivität „hat“ man nicht. Als Haltung einem anderen Menschen gegenüber – auf meine Arbeit bezogen einem geistig behinderten Menschen gegenüber - ist sie immer wieder neu einzunehmen und einzuüben, um das Ziel der Konstituierung von ihr zu erreichen.

Im Prozess der Auseinandersetzung im Rahmen der Graduierungsarbeit mit Intersubjektivität, ihren Grundlagen und Voraussetzungen, stelle ich fest, wie die Auseinandersetzung auf die praktische Arbeit zurückwirkt, und dass es deshalb bei der Verwirklichung der Intersubjektivität als Haltung und Ziel um eine nie endende Spiralbewegung/Entwicklungsspirale gehen wird.

So spüre ich nach einer schon lang dauernden gemeinsamen Zeit des Zusammenarbeitens in einer der Gruppen, dass ich „noch persönlicher“ – d.h. auch „noch unverstellter“ – den Einzelnen begegnen möchte und dies ganz gegenwärtig, auch wertschätzender für das je Individuelle und in einem Bemühen um den „Respekt vor der Andersheit des Anderen“ (Emmanuel Levinas 1963), welcher für die integrative therapeutische Arbeit mit Menschen eine Leitlinie darstellt.

In diesem Zusammenhang kann auch eine Neugier entstehen, wie der andere Mensch wohl wahrnimmt und erlebt. Für das Ziel einer „noch persönlicheren“ Begegnung bzw. des in Beziehung Setzens fand ich in den Seminaren im Rahmen der Ausbildung entsprechende weitere Umschreibungen (zitiert aus dem Gedächtnis): „Mich enthalten von all dem, was ich vom anderen weiß. Loslassen von alldem, was ich weiß, um der „Sache“ näher zu treten. So kann Neues entstehen. Dies mit einer gewissen inneren Liebe, Ehrfurcht, Vertrauen tun. Eine innere Haltung der Freundlichkeit, mit der ich mich dem Gegenüber öffne. Dann kann das, was sich mir zeigen möchte – die innere Botschaft eines Wesens – aus der inneren Existenz heraus kommen.“

In dem Artikel „Engagement, Respekt, Heilung“ wird in Bezug auf die therapeutische Beziehung davon gesprochen, dass es „um die Wahrhaftigkeit von Subjekt-Subjekt-Beziehungen, um eine unverstellte, achtsame und grundsätzlich wertschätzende „paritätische“ Beziehungsqualität [geht]“ (Petzold 2000a, S.36).

In den von mir zitierten Sätzen aus einem Ausbildungs-Seminar und dem Artikel ist in meinen Augen u.a. enthalten, dass ich Vor-Stellungen fallen lassen können muss, Beurteilungen und Bewertungen zurücknehmen können muss. Dies kann bedeuten – ich denke gerade an eine Teilnehmerin, die zusätzlich in Musik-Einzeltherapie war - die plötzlich vorhandene Euphorie bei dieser Frau als authentisch anzunehmen und sie in der gezeigten Form als gesunde Seite zu erleben. Die Tendenz war – im Sinne eines zuerst auftauchenden Pathogenesedenkens – dieser Art von Euphorie kritisch gegenüberzustehen.

In den Gruppen kann sich u.a. ein persönliches Begegnen oder in Kontakt gehen in dem persönlichen Begrüßen mit einem Instrument ereignen. Dabei sind es oft die kleinen Gesten, in denen sich die Haltung der Intersubjektivität ausdrückt. Z.B. kann der Blick dabei die Haltung der Intersubjektivität widerspiegeln oder sie vermissen lassen.

Die intersubjektive Haltung kommt dem Bedürfnis nach gelingenden Kommunikations- und Interaktionserfahrungen, die ich auf Seiten der behinderten Menschen immer wieder sehr erlebe, entgegen. Denn sie versucht, das Gegenüber „in seinem ganzen Sein zu erfassen“ (Petzold 1980, S.244), so wie ich als Therapeutin versuche, „mich ihm mit meinem ganzen Sein mitzuteilen“ (ebd.). Gerade wenn die verbale Sprache für die Kommunikation nicht zur Verfügung steht bzw. fast nicht vorhanden ist, bekommt dieser Aspekt besondere Bedeutung. Eine Teilnehmerin einer Gruppe, die fast nicht spricht und wenn, dann meist unverständlich, versucht z.B. trotzdem - neben dem Einsatz von Mimik und Gestik – durch die ihr mögliche Sprache auf das für sie Wichtige aufmerksam zu machen. Wenn es verstanden wird, ist ihre Freude groß. Wichtig ist ihr z.B., dass besonders ein Teilnehmer, der von sich aus dem Gruppen-Termin nicht nachkommen könnte, nicht vergessen wird. Ebenso ist es ihr wichtig, an stattgefundenen Geburtstage zu erinnern.

Ihre Begeisterung für das Spiel und im Spiel mit bestimmten Instrumenten möchte uns als Adressaten. Dabei wird sie von uns in ihrem Sein, ihrem So-Sein bzw. Anderssein erfasst. Eine große Rolle spielt dabei das „ins Wort bringen“ von dem, was ihr wichtig ist, durch andere Gruppenmitglieder oder mich. Dann scheint die Interaktion „noch mehr“ gelungen. Mir scheint es, dass es in diesem Prozess um den Vorgang der Konstituierung von Sinn geht. Denn die intersubjektive Ko-respondenz ist auf Bedeutungssinn als zwischenmenschliches Ereignis gerichtet. „So können wir für die Konstituierung von Sinn zum einen die sinnhafte Wahrnehmung des Leibes und zum anderen die intersubjektive Beziehung ansehen, in der durch Begegnung und Auseinandersetzung, d.i. durch Korrespondenzprozesse, intersubjektiv gültiger Sinn gewonnen wird“ (Petzold 1980, S.236). „Es gibt Sinn, nur muss er in jeder Situation, in jedem Kontakt von den Anwesenden herausdestilliert und ausgesprochen

werden, um zu meinem Sinn, deinem Sinn, unserem gemeinsamen Sinn zu werden“ (a.a.O., S.237).

Ein gemeinsames Lieblingslied, ein Lied, das gerade dabei ist, ein „Renner“ zu werden: Auch da kann das **Aussprechen**, das ins Wort bringen, helfen, den gemeinsamen Sinn stärker zu etablieren - vorausgesetzt, dass er so tatsächlich von allen geteilt wird. Für Gruppenmitglieder, die die Worte an sich nicht verstehen können, mag die Verbalisierung einer Erfahrung kein weiterer Schritt sein. Doch kommen mit den Worten auch andere Zeichen herüber (periverbaler und affektiver Bezug), die möglicherweise der Verbalisierung auch für diese Gruppenmitglieder einen Sinn geben.

Den Prozessen wie z.B. der Konstituierung von Sinn durch Intersubjektivität kommt der Zeitfaktor bei meiner Arbeit entgegen. Wir sind teilweise schon über zwei Jahre zusammen. In dieser Zeit kann Beziehung als Subjekt-Subjekt-Beziehung bzw. Intersubjektivität als Qualität zwischen Subjekt(en) und Mitsubjekt(en) wachsen. Beziehung wird in der Integrativen Therapie als „in die Zeit getragene Kette von Begegnungen, als eine Qualität von Relationalität gesehen, die von Verbindlichkeit und Zuverlässigkeit bestimmt ist. Wiederum gibt es unterschiedliche Intensitäten und Verbindlichkeitsgrade von Beziehungen. Sie wachsen in der Dauer. Alters-, Gender- und Ethnieaspekte müssen beachtet werden“ (Petzold/Müller 2005, S.29).

Neben der Beziehung werden in der Integrativen Therapie weitere Relationsmöglichkeiten des zwischenmenschlichen Miteinanders bzw. Sich – Beziehens differenziert: Konfluenz, Kontakt, Begegnung, Bindung, Abhängigkeit, Hörigkeit (siehe dazu a.a.O., S.29).

Basis der gemeinsamen Arbeit ist immer wieder der Moment des Konnektivierens, des in-Beziehung-Setzens, auch um herauszufinden, in welcher Form sich z.B. die Stunden gestalten sollen.

Wie sehr ist es möglich, die einzelnen Gruppenmitglieder (Mitsubjekte) in solche Fragen einzubeziehen und wo müssen Antworten gemutmaßt werden? Dies lässt sich nicht für alle gleich beantworten und auch von Gruppe zu Gruppe gibt es Unterschiede. Es kommen Grenzen bzw. Beeinträchtigungen ins Spiel, die z.B. die Kommunikationsfähigkeit und kognitive Kompetenzen betreffen, Grenzen des Verstehens (z.B. der Fragen), Beeinträchtigungen z.B. im abstrakten oder vorrausschauenden Denken, der Leistungen des exzentrischen Bewusstseins, die individuell sehr unterschiedlich sein können. Mit der Frage an die Gruppe bzw. einzelne Teilnehmenden nach einem Liedwunsch z.B. tun sich die meisten schwer oder antworten immer mit demselben Lied. Trotzdem gibt es eine

Teilnehmerin, die aktiv aus der Erinnerung heraus nach einem Lied sucht, das ihr gefällt und die gezielt nach neuen Liedern aus bestimmten Ländern fragt.

Das Problem, dass es oft zu laut wird mit den Instrumenten, konnte in einer Gruppe - in den anderen wäre es nicht möglich gewesen - im Mitwirken einiger Gruppenmitglieder besprochen werden, und es kamen Lösungsvorschläge von Einzelnen. Auch bei einem anderen Punkt sprachen einige Gruppenmitglieder ihre Sicht aus: Es ging um eine Teilnehmerin, die für sich ein ganz bestimmtes Instrument beanspruchen möchte. Wenn es bereits von einem anderen Teilnehmer ausgewählt wurde, weigerte sie sich für dieses Mal ein anderes zu nehmen und forderte „ihres“ zurück. Von diesem „Recht“, dass auch ein anderer mal das Instrument spielen darf, wollten einige Gruppenmitglieder nicht abrücken. Manche versuchten, eine Lösung herbeizuführen, indem sie versuchten, ihr ein anderes Instrument schmackhaft zu machen, oder sogar ihr eigenes gewähltes Instrument anzubieten. Der Gruppe gelang es, Konsens herzustellen.

Hier kommt tatsächlich „eine Gruppe ins Gespräch und es entsteht ein Zusammenwirken vielfältiger Äußerungen (utterances, Bakhtin 1997), ein Geflecht von Rede, Gegenrede, [...], Zustimmungen und Ablehnungen, Konsens und Dissens, ein „polylogisches Miteinander-Sprechen“, in dem der Dialog nur ein Sonderfall einer allgemeinen Interlokutionalität ist, [...]“ (Petzold 2002ü, S.26).

3.2 Handeln aus unterstellter Intersubjektivität

Im letzten Kapitel sind Schwierigkeiten und Grenzen, Intersubjektivität zu realisieren, schon angeklungen. So kann, gerade auch bei der Arbeit mit geistig behinderten Menschen, die Möglichkeit wegfallen, durch ein Nachfragen Informationen darüber zu erhalten und verstehen zu lernen, wie der/die Andere fühlt, denkt, wahrnimmt, was er/sie wünscht, will.... Die Leistungen des exzentrischen Bewusstseins sind geringer. Es ist angeklungen, dass es nonverbal, über die Sprachen des Leibes - wir befinden uns immer in Zwischenleiblichkeit - zu Verständigung kommen kann. Diese nonverbalen Zeichen sind aber nicht immer eindeutig genug, zumal wenn zusätzlich eine körperliche Behinderung vorliegt.

„Hier nun besteht die Möglichkeit, dass Betreuer aus „unterstellter Intersubjektivität“ handeln, aus einer intersubjektiven Grundhaltung, die versucht, einem Menschen auf der Ebene zu begegnen, die ihm möglich ist, und ihn dabei in seinem Sosein wertzuschätzen. Unterstellte Intersubjektivität versucht im Blick zu behalten, wie dieser

Mensch wohl behandelt sein wollte, angesprochen werden möchte, wenn er im vollen Besitz seiner geistigen und seelischen Kräfte wäre. Wir finden mit einer solchen Haltung auch eine Leitlinie für das therapeutische Handeln mit zwei identifikatorischen Schritten:

Einer projektiv-persönlichen Identifikation: Ich setze mich an die Stelle des Betroffenen, versuche herauszufinden, wie ich an seiner Stelle (d.h. aber aus meiner persönlichen Perspektive) seine Situation erleben würde, um auf dieser Grundlage Richtwerte für mein Handeln zu finden;

einer empathisch-intuierenden Identifikation: Ich versuche, mich in die Situation des Patienten als Betroffenen hineinzubegeben, indem ich mich bemühe, seine Sicht, seine Art des Denkens und Fühlens aufzunehmen. Dabei sehen wir Intuition als das Zusammenwirken von aktueller, supra- und subliminaler Wahrnehmung und ihrer mnestischen Resonanz aufgrund genetischer Ausstattung und vorgängiger Erfahrung (persönlicher und professioneller). Hinzu kommen antizipatorische Leistungen. Führt Intuition zu affektiver Teilnahme und wird sie von mitmenschlichem Interesse und Engagement getragen, sprechen wir von Empathie“ (Petzold 2003, S.803).

Diese Identifikations- und Intuitionsleistungen sind allgemein wesentlich für gelingende therapeutische Beziehungen.

In manchen wird es schwierig und vielleicht unmöglich sein mich einzufühlen und diese identifikatorischen Schritte zu vollziehen. Oder es wird eine Unsicherheit bestehen bleiben. Auf dieser Ebene ist Wertschätzung des Soseins wesentlich. Doch kann sich mir – auch ohne verbale Sprache – vieles von dem mitteilen, was den anderen bewegt, wenn ich in einer offenen und engagierten Haltung einer – leiblich getragenen - inneren, empathischen Resonanz bin.

Caroline¹, eine Teilnehmerin, setzt sehr stark vokale Gesten und Bewegungen mit dem Körper und dem Kopf ein, um etwas mitzuteilen. Sie kann sich verbal nicht verständigen, ist außerdem körperlich behindert und sitzt im Rollstuhl. Viele der Instrumente des vorhandenen Instrumentariums kann sie aufgrund ihrer körperlichen Behinderung nicht handhaben. Ich erlebe in ihren nonverbalen Äußerungen manches eindeutig für mich und gleichzeitig bleibt ein Fragezeichen bestehen, z.B. wenn sie sehr aktiv in ein Spiel hineingeht und schon kurze Zeit später wie abgewendet, nicht mehr beteiligt wirkt. Im Versuch des Einfühlens, des Erfassens ihrer Regungen, ihrer Wünsche wird aber deutlich, dass sie ganz bestimmte Instrumente auswählen und spielen möchte. Durch ihre nonverbalen – nicht nachlassenden

¹ Alle Namen sind frei erfunden.

Gesten – wird weiterhin deutlich, dass sie eine genaue „Vorstellung“ hat, wo das Instrument platziert werden muss. Außerdem bringt sie dezidiert ihren Willen zum Ausdruck, wenn sie es ablehnt, die Trommel mit dem Schlegel zu spielen, sondern stattdessen die Hand nimmt, obwohl sie so im gemeinsamen Spiel nicht hörbar ist. Sie scheint ein starkes Bedürfnis nach selbstbestimmten Möglichkeiten zu haben. Möglicherweise hat sie, z.B. aufgrund ihrer körperlichen Behinderung und damit noch zusätzlichem Angewiesensein auf Hilfe, nicht so häufig die Möglichkeit nach Selbstbestimmung.

In einer Stunde spielte Caroline mit ihrer Rassel über das Lied „Kalinka“ in einer rhythmischen Weise hinaus. Dies wurde nochmals von mir und den anderen aufgegriffen und es entstand ein lebendiges Spiel. Caroline, die bei dem Lied sehr beteiligt wirkte und musikalisch klar zwischen den beiden verschiedenen Teilen des Liedes unterschied, nahm das Ende von Liedern immer wahr und hörte mit ihrem Ende auf zu spielen. Bei diesem Lied tat sie es jedoch nicht, sondern spielte in einem bestimmten Rhythmus weiter. Ich deutete dies als eine selbstinitiierte Handlung, mutmaßend, dass sie gerne noch weiterspielen und uns dazu einladen wollte, was wir ja auch taten. Es ist eine Mutmaßung, eine „Unterstellung“ gewesen, die für mich gute Gründe hatte, und die ihr ermöglichte, ihre selbstinitiierte Handlung als selbstwirksam zu erleben.

Dieser Aspekt des Unterstellens, des als-ob, gehört für mich ebenfalls zum Handeln aus „unterstellter Intersubjektivität“. Denn „Personen wachsen immer aus unterstellter Intersubjektivität, aus dem, was wir ihnen zutrauen und zuschreiben“ (Petzold 2003, S.803).

Diese Haltung des als-ob, die etwas unterstellt, was (noch) nicht ist, was aber eventuell noch werden könnte, ermöglicht, dass sich brach liegendes Potential entwickeln und entfalten kann. Sie verhindert, dass ein Deckel mit der Aufschrift „unmöglich“ verborgene Möglichkeiten unter Verschluss hält, wohlwissend, dass diese Haltung keine medizinischen Grenzen sprengen kann. Um die Würde und Integrität des Menschen zu achten, zu der auch die Möglichkeit der Entfaltung von Potentialen gehört, die Möglichkeit, Identität zu entwickeln und zu entfalten, ist das Prinzip der unterstellten Intersubjektivität unabdingbar.

Bei der Teilnehmerin Caroline wird außerdem deutlich, wie wichtig es ist, den eigenen Blick auf „kompetentes Subjekt“ zu weiten, schon vorhandene Kompetenzen und Performanzen wahrzunehmen, in ihrem Fall die Kompetenz, sich für ein bestimmtes Instrument zu entscheiden und diese umzusetzen (Performanz). In der Integrativen Therapie wird Kompetenz definiert als „die Gesamtheit aller Fähigkeiten, die zur Durchführung einer bestimmten Aufgabe erforderlich sind. Unter Performanz sind die notwendigen Fertigkeiten

zu verstehen, durch die Kompetenz sich artikuliert bzw. die zum Erreichen eines bestimmten Zieles notwendig sind“ (Petzold 2003, S.140).

In den Gruppen spreche ich manchmal so mit den Teilnehmenden, dass man eigentlich von außen sagen müsste, dass es derjenige/diejenige wohl nicht verstehen wird. Ich weiß das, und doch habe ich den Eindruck, dass etwas „ankommt“, und dass dieses Zutrauen, dass der/die andere es (teilweise) „verstehen“ kann, Wachstumsimpulse ermöglicht.

Wenn ich im Laufe meiner Arbeit mit geistig behinderten Menschen mehr dazu überging, Wahrnehmungen auch auszusprechen, hat das u.a. mit dieser Haltung der unterstellten Intersubjektivität zu tun und dem Anliegen, auf gleicher Augenhöhe die Würde und Möglichkeiten des anderen/der anderen zu treffen. Außerdem ist nicht auszuschließen, dass - zumindest für manche - sich hierdurch wahrnehmende Bewusstheit entwickelt.

Ausgesprochene Wahrnehmungen stellen auch Identifizierungen dar, die in einem positiven und aufbauenden Sinne Identität fördern können.

Jutta, die zu Beginn der Gruppe über Monate immer wieder das gleiche Instrument nahm und das Spielen eines anderen Instrumentes jeweils auf „das nächste Mal“ verschob, wurde sehr angesprochen durch ein vermehrtes Einbeziehen von Bewegungen, in die sie sich ganz hinein begab. Ihre Bewegungen veränderten sich in Richtung weicher, fließender. Die wahrgenommenen Veränderungen und wie schön das sei, sprach ich immer wieder an. Diese Identifizierungen zu erhalten – so glaube ich – setzten bei ihr Wachstumsprozesse in Gang: Sie nahm immer häufiger andere Instrumente, um sie auszuprobieren, und sie begann auch im Spiel der Instrumente mit Bewegungen zu experimentieren.

Die Worte „werde, der du bist“ kommen mir in den Sinn. Ist Jutta, die ansonsten nicht so wirkt, nicht auch dieses Fließende-Liebenswürdige, das in ihren Bewegungen immer mehr zum Ausdruck kommt?

„Der Mensch ist auf den Mitmenschen gerichtet. Er wird zum Menschen durch den Mitmenschen und bleibt Subjekt durch Intersubjektivität“ (Petzold 1993, S.54). Im neuaufgelegten Band (Petzold 2003, S.116) heißt es: „Der Mensch ist auf den Mitmenschen gerichtet und wird Subjekt durch polylogische Intersubjektivität, wobei die „Andersheit des Anderen“ in der Matrix „Du, Ich, Wir“ nicht zu übersteigen ist“.

Auch anderen Gruppenmitgliedern können Veränderungen auffallen, auch sie tragen mit eigenen Wahrnehmungen bei.

3.3 Weitung des Blicks auf kompetentes Subjekt

Eine intersubjektive Grundhaltung und ein Handeln aus unterstellter Intersubjektivität weiten den Blick auf kompetentes Subjekt, auf vorhandene Kompetenzen und Performanzen, aber auch auf Kompetenzen und Performanzen, die entwickelt und angeregt werden können. Eine vorhandene Kompetenz und deren Performanz zeigte sich beispielsweise bei dem Lied „Sei willkommen in unserm Kreis“. Hier geleitete eine Teilnehmerin von sich aus diejenigen Gruppenmitglieder, die dazu nicht in der Lage waren, in den Kreis. Eine andere Teilnehmerin, die dies selbständig tun konnte, aber den Wunsch hatte, ebenfalls in den Kreis begleitet zu werden, drückte dies gegenüber der erstgenannten Teilnehmerin aus, die ihrem Wunsch nachkam, zur Freude beider.

Judith, ein anderes Gruppenmitglied, nahm verschiedene Möglichkeiten von Spielweisen von Instrumenten auf, und setzte sie auch in anderen Stunden selbständig ein. Oder sie suchte sich einmal die Zimbeln aus und ging mit ihnen an den einzelnen Gruppenmitgliedern entlang, um sie zu „bespielen“ bzw. ihnen den Klang näher ans Ohr zu bringen. Diese Art des Bespielens hatte einmal in einer vorherigen Stunde mit einem anderen Instrument stattgefunden.

Neue Kompetenzen und Performanzen werden so z.B. durch Imitation erworben. Synchronisierung als vorhandene Fähigkeit zeigte sich bei Lucia (in Kapitel 4.5 erhält sie einen eigenen Fokus), die besonders häufig meine Spielbewegungen auf ihrem Instrument mit vollzog. Nicht nur die rein motorischen Abläufe synchronisierten sich hier, sondern auch die emotionale Lage. Lucia erwies sich hierbei auch als „Motor“, sie war sowohl bewegter, als auch bewegender Leib. Der gemeinsame Bewegungsvollzug – wenn er dann von beiden Seiten mit Absicht und intensiviert ausgeführt wurde – ergab viel Spaß und Freude, auch andere Gruppenmitglieder wurden dadurch angesteckt. Eine mimische und lautliche Interaktion entwickelte sich u.a. durch Lachen, einander anschauen.

An dieser Stelle möchte ich auf die Spiegelneurone zu sprechen kommen, die Rizzolatti und Gallese mit ihren Kollegen und Mitarbeitern entdeckt haben. Mit ihnen waren „Erklärungsmöglichkeiten für die Ausbildung von Imitationslernen, Interaktion/Kommunikation, Sprachentwicklung, für Empathie, Intuition und die Fähigkeit, dass Menschen die Gedanken von anderen Menschen „lesen“ können, in den Blick gekommen. [...] ... diese Neurone ermöglichen offenbar Synchronisierungsleistungen, die für so viele komplexe soziale Phänomene Voraussetzung sind – von koordinierten Arbeitsvorgängen, Prozessen in Spiel- und Gesprächsgruppen, bis zur „Passung“ in

therapeutischen Beziehungen, zum Interplay der nonverbalen Kommunikation in der Leibtherapie, der „*wechselseitigen Berührung aus Berührtheit*“ (Eisler 1991)“ (Petzold 2003, S.1085).

Ein Teilnehmer mit einer zusätzlichen körperlichen Behinderung fand bisher für alle Instrumente eine für ihn mögliche Handhabung, bei der die Instrumente klingen können. Das erstaunt immer wieder sehr, denn die Bewegungsmöglichkeiten beider Arme sind stark eingeschränkt. Durch sein Probieren bis zum Erfolg konnte dieser Teilnehmer körperbezogene „mastery experiences“ machen, sich als kompetentes Subjekt erleben.

Die Erfahrung von Selbstbestimmung und Kontrolle (machen zu können) wird vermutlich für die schon erwähnte Teilnehmerin Caroline (3.2) eine wichtige Rolle spielen, auch um z.B. weitere Kompetenzen und Performanzen zu fördern.

Ein weiterer Teilnehmer mit einer körperlichen Behinderung kann aufgrund dieser Behinderung nicht mit seinen beiden Händen zusammenklatschen. Dies ist aber eine Körperklanggeste, die wir in den Gruppen immer wieder einmal einsetzen. Dennoch ist diese Situation keine Frustration für ihn, im Gegenteil: Er (er)findet selber Bewegungsmöglichkeiten, z.B. mit einer Hand gegen die Hand seiner ebenfalls körperlich behinderten Nachbarin zu klatschen, während wir anderen „normal“ klatschen. Er zeigt ein souveränes Verhalten und hat die vorfindlichen Gegebenheiten kreativ verändert (s. creative change als Stil schöpferischen Handelns: Petzold 2002b, S. 67).

Mit der positiven Attribution/Identifizierung, die er dafür erhält, wird seine eigene emotionale Wertung (valuation) übereinstimmen. Er kann sich als kompetentes Subjekt erleben.

4. Der dritte Weg der Heilung und Förderung

In der Integrativen Therapie werden vier Wege der Heilung und Förderung beschrieben. Neben dem dritten Weg der Heilung und Förderung, der im Folgenden ausführlicher skizziert wird, gibt es den ersten Weg der Bewusstseinsarbeit, u.a. durch wachsende Sinnerfassungs-, Sinnverarbeitungs- und Sinnschöpfungskapazität, den zweiten Weg der Nach- und Neusozialisation, u.a. durch perzeptive, emotionale Differenzierungsarbeit, differentielles Parenting/Reparenting und den vierten Weg der Förderung von exzentrischer Überschau und von Solidaritätserfahrungen, u.a. durch alltagspraktische Hilfen und Empowerment (Petzold 2002b, S.59f).

Der dritte Weg der Heilung und Förderung beinhaltet folgende Dimensionen:

„Kreative Erlebnisentdeckung, Ressourcenorientierte Erlebnisaktivierung und alternative Handlungsmöglichkeiten: Durch die Entwicklung und Förderung persönlicher und gemeinschaftlicher Ressourcen und Potentiale (Kreativität, Phantasie, Sensibilität, Flexibilität) sollen vermittels „multipler Stimulierung“ in der erlebnis- und übungszentrierten Modalität durch kreative Medien, Kulturarbeit sowie durch das gezielte Einbeziehen des Alltagslebens als Experimentier- und Übungsfeld aktiv Aufbau und Stärkung von Ressourcen und persönlicher Souveränität durch alternative Erfahrungen gefördert werden“ (Schuch 2000, S.186).

Auf diesem dritten Weg der Erlebnisaktivierung und Persönlichkeitsentfaltung bewegte sich hauptsächlich der Aufbau und die Entwicklung der Gruppen. Die Möglichkeiten speziell dieses Weges, Ressourcen und Potentiale und persönliche Souveränität zu entwickeln und zu fördern, erwiesen sich als fruchtbringend.

Mein Anliegen war es, einen Raum zu schaffen, in dem sich Lebendigkeit, Schöpferisches und Ko-Kreativität entfalten können und in dem vorhandene Ressourcen und Potentiale aktiviert, weiter entwickelt werden können.

I. Frohne-Hagemann schreibt: „Musiktherapie hat m.E. gerade deswegen eine große Bedeutung, weil sie den Klienten zu seinem existentiell Eigentlichen bringen kann: kreativ bezogen zu werden und selber an der Schöpfung (wieder) teilzuhaben“ (2001, S.156).

Außerdem V.N.Iljine: „Je vielfältiger die Erlebnis- u. Erfahrungsmöglichkeiten, desto nachhaltiger werden die Selbstheilungskräfte des Menschen stimuliert. Die Beschneidung der Sinne, die Unterdrückung des Ausdrucks, die Begrenzung der Aktivität, die Monotonie führen in die Krankheit“ (zit. n. Thalmaier 2005, S.18).

Oder auch: „Man kann nachweislich Patienten dadurch besonders gut helfen, indem man an ihren positiven Möglichkeiten, Eigenarten, Fähigkeiten und Motivationen anknüpft, ressourcen- und lösungsorientiert arbeitet“. (Petzold 1997, zit. n. Schuch 2000, S.190)

Im Laufe der Arbeit wurde auch folgender Punkt wichtiger bzw. rückte stärker in mein Bewusstsein und damit auch in den Versuch der Verwirklichung: Die heilende Kraft „ästhetischer Erfahrungen“, von der Petzold in einem Interview spricht (Petzold 2004, S.267f.) und „die Veränderungen in Gang setzen kann“ (a.a.O.). Diese ästhetische Erfahrung bezog sich hauptsächlich auf Lieder und Klänge, die als „so schön“ (Zitat aus der Gruppe) empfunden wurden. Daran konnte ich weiter anknüpfen, denn über diese Rückmeldungen bzw. Resonanzen erhielt ich, wie Petzold schreibt, „Informationen, welche Art von „Schönheit“ ihnen etwas bringt“ (a.a.O., S.275).

Da in den Gruppen den Teilnehmenden die Sprache nicht oder nur begrenzt zur Verfügung steht, öffnet ein Medium wie Musik nochmals besonders ein Tor zu Persönlichkeitsentfaltung und zu den nonverbalen Ebenen des Austausches. Sie bekommen einen höheren Stellenwert. Trotzdem arbeitete und arbeite ich immer wieder auch mit Vermutungen und „Unterstellungen“.

Intersubjektivität und Ressourcenorientierung – beides quasi zwei Seiten einer Medaille – spielen und spielten eine tragende Rolle auf dem dritten Weg der Heilung und Förderung. Die Ressourcenorientierung ist mit der Intersubjektivität verknüpft bzw. an sie geknüpft.

Erfahrungen, die ich auf und mit diesem Wege machen konnte, möchte ich in den folgenden Unterkapiteln darstellen, auch wenn deren Aspekte in der Praxis ineinander verwoben und so nicht voneinander zu trennen sind.

Den Fächer öffnen möchte ich mit:

4.1 Kokreatives und schöpferisches Milieu

Wie konnte sich Kokreativität in den Gruppenstunden entfalten? In einer Stunde, die nach bereits längerem Bestehen der Gruppe stattfand, war schon anfangs ein zueinander Offensein zu spüren gewesen, ein leibliches Mitgehen, Spüren und Wahrnehmen. Es hat sich zu Beginn, nach dem Aussuchen von Instrumenten und vermutlich ausgelöst durch das prompte Spielen einer Teilnehmerin auf dem Metallofon, gleich ein freies musikalisches Spiel ergeben. Alle klinkten sich früher oder später ein und schienen sich angesprochen zu fühlen. Ein

Teilnehmer ging sofort in ein spürbar freudiges Mitspielen mit seiner Rassel, seine Freude bewegte wiederum die anderen, die sie wahrnahmen und die sie auch aussprachen. Solche musikalisch freien und längeren Teile entstanden dann - entlang von Weihnachtsliedern, israelischen und anderen Liedern - mehrmals in der Stunde, auch durch andere Teilnehmende initiiert. Experimentierfreude breitete sich aus. Eine Teilnehmerin ging mit ihrem Ohr ganz nahe an die Pauke und probierte verschiedene Spielweisen aus oder lehnte ihr Kinn leicht an das Trommelfell, um dessen Vibrationen zu spüren. Durch das Tönen einer weiteren Teilnehmerin ergaben sich wiederum neue Musiken, mit freiem Singen auf einer Silbe im Vordergrund. Eine weitere Teilnehmerin experimentierte mit Handtrommel und Bewegungen des Instrumentes durch die Luft, was sehr gelöst wirkte. In der Anfangszeit hatte diese Teilnehmerin über viele Monate nur das Metallofon gespielt. Mut und Flexibilität wuchsen bei ihr im Laufe der Zeit.

Diese längeren, freien musikalischen Teile, die es zunehmend in der Gruppe gab, sind gerade im Bereich der Behindertenarbeit nicht selbstverständlich und nicht planbar. Sie beinhalteten immer eine große Spiel- und Experimentierfreude, z.B. auch einfach ein eigenständiges Herausgreifen und Wechseln von Instrumenten bei Teilnehmenden, die sich sonst schwer damit taten. Die Musik bzw. das Hineingehen ins Spielen hatte hier etwas sehr Öffnendes. In dieser Gruppe spielten auch Humor und Begeisterungsfähigkeit als Potential eine ganz große Rolle. Für mich ist Humor eine Saat für ein kokreatives Milieu, aber auch dessen Frucht. Außerdem sind Humor und Ausgelassenheit wichtige gemeinschaftliche Ressourcen.

Dabei ist der Bezug zueinander immer wichtig. Angeregt durch das kokreative Milieu stand z.B. plötzlich eine Teilnehmerin der Musiktherapiegruppe auf, um etwas Außergewöhnliches mit ihrem Instrument auszuführen. Eine andere Teilnehmerin, die von mir eine Zimbel und Schlägel übernommen hatte, ging zu den anderen Teilnehmern, um sie auf ihre Weise zu bespielen und ihnen das Instrument näher zu bringen.

Für die Entfaltung von Ko-kreativität ist es gut, sich immer wieder dafür zu öffnen, was der Moment bringen kann, den Augenblick gewahr zu sein: eine Sinneswahrnehmung führt zur anderen, eine Berührung führt zur anderen. Oder auch: „Jeder Augenblick ist eine Keimzelle für sich, jeder Moment kann etwas Neues, bisher Unerhörtes hervorbringen“ (Leidecker 2004, S. 31).

Die Wahrnehmung zu Beginn einer Stunde, dass das Gesicht einer Teilnehmerin von der Sonne beschienen wird, kann dazu führen, dies in die Begrüßungsrunde aufzunehmen, es zu besingen und zu begleiten. Auch bei den anderen Teilnehmenden schauen wir dann, was

gerade „besonders“ ist, und wie wir dies zum Ausdruck bringen können, z.B. in einem rhythmisch wiederholten Satz, der musikalisch begleitet wird.

Die gestaltende und schöpferische Fähigkeit kann auch in einem stärker vorgegebenen Rahmen angesprochen werden. Z.B. darf jede Teilnehmerin und jeder Teilnehmer einen Zettel mit einem Musiktitel ziehen. Wer in der sich anschließenden Runde an der Reihe ist, erfindet eine Bewegung, die die anderen übernehmen. Der ausgeloste Musiktitel wird nun „eingebildet“ und unterlegt die Bewegungskreation. Es ist für alle spannend, welche Musik jeweils ertönt. Für einige Teilnehmenden gibt es Einschränkungen in ihren Bewegungsmöglichkeiten, die hier keine Rolle spielen, da sich ja jeder nur mit seinen speziellen Möglichkeiten einbringt. Manche hingegen brauchen Unterstützung beim Finden einer Bewegungsmöglichkeit. Schließlich darf die Situation auch für niemanden zur Überforderung werden.

Schöpferische Fähigkeiten zeigten sich auch bei einem Morgenlied, in dessen Schlussstrophe hinein ich einen Kikeriki-Ruf einbaute. Vorausgegangen war das musikalische Spielen des Märchens von den Bremer Stadtmusikanten. Der Teilnehmer, der im Märchen die Rolle des Hahns ausgewählt hatte, griff diesen Ruf auf. Das Lied war ganz speziell zu „seinem“ geworden, und er war sogleich präsent und bereit, wenn dieses Lied wieder gesungen wurde. In einer der folgenden Stunden setzte er das Kikeriki zum Teil an andere Stellen. War es Flexibilität, ein Spielen mit diesem Element? Oder „wusste“ er nicht mehr die Schlussstelle? Letzteres lässt sich wohl ausschließen. Er (zer-) störte das Lied mit seinem Ruf nicht, vielmehr erzeugte er Komik, die kaum zufällig entstanden sein dürfte. Der Witz, der sich bei diesem Teilnehmer zeigt, ist umso bemerkenswerter als er ansonsten bzw. früher eher starr in seinen musikalischen Äußerungen ist/war.

Für den kreativen Umgang eignet sich nahezu alles, womit wir im alltäglichen Leben in Berührung kommen. So erschließt sich eine schier unendliche Fülle an Möglichkeiten kreativen Tuns. Auch eine Erfahrung aus einem ganz anderen Kontext kann hierzu zählen. Eine Meditation über das Wunder unserer Sinne („Ich berühre meine Ohren – wie wunderbar, ich kann hören...“) lässt sich aufgreifen, umwandeln und in einen neuen und sinnvollen Zusammenhang stellen.

Für die musiktherapeutische Arbeit mit diesen Gruppen muss auch immer wieder reflektiert werden, ob die angebotenen Erfahrungsfelder über- oder unterfordern. Manchmal ist eine Stunde „nur“ mit Liedern das Bessere und damit nicht weniger wertvoll. Eine Stunde mit Liedern kann aber dennoch sehr wohl kreative Prozesse beinhalten, wenn sich z.B. aus einem Lied das nächste ergibt und/oder entwickelt. Oder: Verschiedene Lieder ergeben sich aus den

jeweiligen unterschiedlichen musikalischen Soli der Teilnehmenden. Wir gehen dabei in Resonanz mit dem, was wir gehört haben und/oder kommen - mit einer „Portion Erfindergeist“ - zu einem Lied, das zu dem entsprechenden Teilnehmenden passt. Diese Art des Vorgehens, bei dem jede einzelne Person Aufmerksamkeit erhält, wirkt stärkend.

Lieder sind oftmals Ausgangspunkt oder auch Keimzelle für kreative Prozesse und Gemeinschaftserfahrungen. Bei einem Lied, das alle in der Gruppe sehr ansprach, standen wir gemeinsam auf, dabei weiter singend. Uns im Raum bewegend, sangen und variierten wir das Lied noch lange Zeit. Miriam, die ansonsten vor ihrer Pauke meist im Schneidersitz sitzt, ging mit den Zimbeln umher, sie nach oben und unten, zu mir und zu den anderen schwingend.

Nicht nur bei diesem Beispiel zeigte sich: „Das Gesamt von Wirkungen ist (mehr und) etwas anderes ist als die Summe von Teilwirkungen. Durch das Zusammenspiel von Verschiedenem entsteht Neues (Synergieprinzip, Konzept der Kreativität)“ (Petzold 1993, S.55).

Und: Es ist hier – wie Petzold u.a. zur Konzeptualisierung des Polylogs schreibt, „ein kokreatives Sprechen und Handeln, das sich selbst erschafft. Es erfüllt soziale Netzwerke, schafft Gemeinschaft, wird aus Gemeinschaft geschaffen“ (Petzold 2000a, S.19).

4.2 (Leibmusikalische) Ko-respondenzprozesse

„Ko-respondenz ist ein synergetischer Prozeß direkter und ganzheitlicher Begegnung und Auseinandersetzung zwischen Subjekten auf der Leib-, Gefühls-, und Vernunftebene über ein Thema unter Einbeziehung des jeweiligen Kontextes/Kontinuums“. (Petzold 2003, S. 117)

Ko-respondenzprozesse im Sinne eines gleichzeitigen und ganzheitlichen Austausches in einer Wechselbeziehung fanden in den Gruppen zunächst sehr stark zwischen einzelnen Gruppenmitgliedern und mir als Musiktherapeutin statt und/oder ich war die Initiatorin für einen Ko-respondenzprozess.

Auch weiterhin initiiere ich einen solchen Prozess, wenn ich z.B. bewusst auf etwas Eigenes einer Teilnehmerin eingehe, um sie mit der Erfahrung von Ko-respondenz bzw. leibmusikalischer Ko-respondenz in ihrer Identität zu stärken. Diese Stärkung erfährt sie dadurch, dass sie erfahren kann, dass sie von jemandem „gesehen“ wird.

Die Erfahrung von Ko-respondenz findet auf verschiedenen Ebenen statt und kann auch das Aussprechen von Worten beinhalten.

Beispiel: Eine Teilnehmerin stellte sich irgendwann das Metallofon auf die Pauke, die sie bisher gespielt hatte. Fortan tat sie dies öfters und spielte meist bestimmte Melodien. Es

schien ein starkes Bedürfnis von ihr zu sein, sich mit diesen Melodien zu zeigen. Ich lud sie immer wieder neu ein zu spielen. In ihren Pausen spielte ich – in Resonanz auf ihr Spiel – mit dem Glockenspiel oder ich spielte gleichzeitig mit ihr. Um sie weiterhin zu stärken, die anderen aber auch einzubeziehen, wurden ihre Melodien Grundlage und Ausgangspunkt für ein Spiel aller. Dies erfolgte in einem weiteren Punkt in „ihrem Sinne“, nämlich in ihrem Bedürfnis nach einer ruhigen Atmosphäre und eher leisen Tönen, was zum einen durch einen Instrumentenwechsel erzielt worden war, zum anderen dadurch, dass die anderen Gruppenmitglieder in ihrem Spiel und sonstigen Verhalten „mitzogen“, also den Ko-respondenzprozess im anfänglichen „Solo“-Teil ermöglichten und ihn später mitgestalteten.

Bei einem späteren Spiel der Teilnehmerin traten zur musikalischen Resonanz Worte hinzu, indem ich sie singend und spielend fragte: „Was sagst du uns (mit deinem Instrument)?“ Obwohl sie die Worte als solche womöglich nicht verstand, war ihre Resonanz im Gesicht und ihrem Weiterspiel zu „lesen“. Ihrem Erleben von Ko-respondenz und Nähe schenkte diese Teilnehmerin hinterher mit einem sich bedanken Ausdruck.

In einem weiteren Beispiel bezieht sich die (leibmusikalische) Ko-respondenz stärker auf die gesamte Gruppe. Vorausgegangen war, dass mich vor dem Beginn einer Stunde mit einer anderen Gruppe eine Teilnehmerin an der Hand nahm. Es war zu spüren, dass ich ihr mit dem Angebot der Gruppe willkommen bin. Ich wollte sie zu ihrem Platz begleiten, ihre Art des Begrüßens hatte bei mir aber ein Lied geweckt, das ich anstimmte und in dessen Rhythmus wir uns bewegten. Später sangen und spielten wir es alle. Dieses Lied beinhaltet einen Rhythmuswechsel von einem 4-er in einen 3-er-Rhythmus, der von einem Teilnehmer gleich mitvollzogen wurde; er zeigte bei den gelungenen Wechseln ein strahlendes Gesicht. Er konnte sich in einer Stärke erleben, die ihn wiederum stärkt, und es können weitere Spielräume geschaffen werden, in denen er seine Fähigkeit einsetzen kann. Der gelungene Rhythmuswechsel war Anlass, diesen auch verbal anzusprechen und schließlich einen freien musikalischen Teil in einem Dreierhythmus – unterstützt durch das Spiel der Bongos meinerseits - einzuleiten. Es entstand ein längeres gemeinsames „grooviges“ Spiel, wobei diese längeren, freien musikalischen Teile – wie schon erwähnt – nicht selbstverständlich sind. Im Anschluss an diesen Teil meinte eine Teilnehmerin spontan: „Da haben wir aber lange gespielt“.

Die gemeinsame Ursprache (Frohne-Hagemann 2001, S.145) war zum Leben erweckt worden und ermöglichte (beglückende) Erfahrungen der Zusammengehörigkeit. In dem Satz „Da haben wir aber lange gespielt“ war weniger die Feststellung zu hören, dass das

Zusammenspiel lange gedauert hatte, als ein beglücktes: „Ich war lange Zeit mit den anderen – durch die Musik – verbunden.

I. Frohne-Hagemann (2001, S.147) schreibt: „Diese zwischenleibliche Ko-respondenz erschließt uns das Teilhaben am Ganzen und das Teilsein vom Ganzen, in welchem Zukunft und Vergangenheit eingeschlossen sind. Im musiktherapeutischen Dialog treten hier oft Evidenzgefühle auf, die einem gestalthaften Erfassen der Beziehung, einem umfassenden Verstehen nahekommen, einem Verstehen der Quintessenz, die keine Sprache mehr benötigt als ein „so ist es“. Musik macht auf diese Weise zwischenleibliche Ko-respondenz hörbar, erfahrbar und teilbar“.

Bei meiner musiktherapeutischen Arbeit in den Gruppen erlebe ich, dass auch für Menschen mit einer geistigen Behinderung Konsens- und Sinnfindungsprozesse stattfinden können, auch wenn sie sich weniger auf gesprochene Sprache stützen.

Frohne-Hagemann schreibt bezüglich „leibmusikalische Ko-respondenz“, „dass der Leib und die Musik eine gemeinsame Ur-Sprache haben“ (a.a.O., S.145). Sie fährt fort, dass wir in der Musik die leibliche Ursprache besonders als Atmosphären, als Stimmungen, als Bewegungssuggestionen und als Gefühlsbewegungen bzw. Ausdrucksgesten finden (vgl. a.a.O., S.145).

Hierzu ein kleines Beispiel: Wir hörten afrikanische Musik mit Gesang, die uns in diesem Moment sehr anregte. Wir nahmen den Ausdrucksgestus der Musik auf, indem wir mit unserer Stimme und unseren Bewegungen der Arme und des Oberkörpers ganz in einen „beschwörenden“ Stil gingen. Der Ausdruck verstärkte sich durch unsere gemeinsame Handlung.

Musiktherapiegruppen können Identitätsattributionen bieten. Unter diesem Aspekt – neben anderen – lässt sich auch folgende Erfahrung sehen: Jede Teilnehmerin, jeder Teilnehmer geht einen „Klangweg“ mit unterschiedlichen Stationen, an denen sie jeweils ein Instrument spielen. Der Klangweg führt um die Ecke des Raumes, so dass die Teilnehmerinnen am Ende nicht mehr zu sehen, sondern nur noch zu hören sind. Auf das letzte Spiel geben wir in der Gruppe eine Antwort/Resonanz. Der Weg wird mit Freude und Spannung von allen gegangen. Das unterschiedliche Spielen der Instrumente durch die Individualität der Teilnehmenden und der so jeweils neu entstehende Hör-Eindruck wird wahrgenommen und erfasst und erhält Zustimmung, z.B. durch ein Lachen oder einen Kommentar. Ich verdeutliche den Höreindruck – je nach Situation – stärker mit Worten.

„Musik ist nicht Teil der Welt, sie ist die Welt selber in der Sprache der Musik“. (Leidecker 2004, S. 72)

Dieser Satz verknüpft sich mit der „leibmusikalischen Ko-respondenz“ von Frohne-Hagemann und ihrer Sicht, dass wir eine leibliche Ursprache haben, die mit einer musikalischen Ursprache identisch ist. Für die Teilnehmenden, die sich sprachlich meist nicht oder nur eingeschränkt mitteilen können, sind solche Erfahrungen in besonderer Weise fördernd.

4.3 Multiple Stimulierung durch kreative Medien

Unser Leib ist Ausgangspunkt für alle Erfahrungen, die wir in und mit dieser Welt machen. Ohne ihn ist in dieser Welt nichts möglich.

Im Zusammenhang mit diesem Unterkapitel möchte ich das für die Integrative Therapie grundlegende Leib-Konzept nennen, das die leibliche Verfasstheit des Subjekts hervorhebt. So ist das Miteinander in den Gruppen immer eines in Zwischenleiblichkeit. Die Integrative Therapie sucht „den „Leib“, d.h. den Menschen in seiner unauflöslichen Verbindung mit seinem Umfeld, sowie die leiblichen Vermögen des Wahrnehmens, Erinnerns und Speicherns, des Fühlens, Denkens, Handelns und des expressiven Schaffens zu entwickeln und auszubilden [...]“ (Frohne-Hagemann 2001, S.98).

„Unser Leib ist – wie Merleau-Ponty sagt - unser „totales Sinnesorgan“, und er ist der Ort, an dem und durch den unsere Erfahrungswelt zu einer kohärenten Welt sinnvoll gestaltet wird“. (a.a.O., S.3)

„Durch unsere Sinne, mit denen wir spezifische „Wahrnehmungsfenster zur Welt“ haben, nehmen wir unseren Kontext wahr und auf, und da Sensorik und Motorik unlösbar miteinander verschränkt sind, führt uns Wahrnehmung immer auch in Handlung, wobei Handlung reaktiv oder aktiv-kreativ sein kann. Das Wahrnehmungspotential des Körpers bezeichnen wir als den „perzeptiven Leib“, das Handlungspotential des Körpers als den „expressiven Leib“. Wahrgenommenes und Ausgedrücktes wird im „memorativen Leib“, im Leibgedächtnis niedergelegt, das die Chronik eines Lebens enthält“ (Petzold/Sieper 1996, S.100).

Mit den musiktherapeutischen Erfahrungen in den Gruppen soll der Leib in seinen leiblichen Vermögen und in seinen unterschiedlichen Sinnen angesprochen, stimuliert und entwickelt werden.

Bei einigen Teilnehmenden der Gruppen gibt es von Geburt an Einschränkungen der Sinne, v.a. Einschränkungen in den Bewegungsmöglichkeiten. Bei einem Teilnehmer ist der Sehsinn stark eingeschränkt. Einige Teilnehmer nehmen Psychopharmaka.

Als Medien für die musiktherapeutische Arbeit standen von Seiten der zwei Werkstätten jeweils eine Kiste mit Orffschen Instrumenten und drei bis vier größere Instrumente wie Pauke, kleine Schlitztrommel und Metallofon zur Verfügung. Ergänzt habe ich das Sortiment durch weitere Instrumente und Naturmaterialien (z.B. Feder, Blumen, Kastanien).

Ganz ums Spüren der Schwingungen des Instrumentes geht es, wenn z.B. die Kalimba am oberen Rücken angelegt und gespielt wird. In allen Gruppen wurde diese Erfahrung wach und konzentriert aufgenommen und als Angebot von niemandem abgelehnt. Ablehnung, wie z.B. ein neues Instrument in die Hand zu nehmen und zu spielen, kam sonst durchaus vor.

Weitere Möglichkeiten, um in Verbindung mit Klang/Schwingungen aufmerksam für den Leib werden zu können, entstehen z.B. über ein „Bespieltwerden“ durch Triangel oder ein Windspiel, welche an verschiedenen Körperregionen gespielt werden.

Wieder anders wird der Körper erfahren, wenn er selbst zum Instrument wird und durch eigene Bewegungen bespielt wird. (Hier benötigen Teilnehmer, die in ihren Bewegungsmöglichkeiten eingeschränkt sind, evtl. Hilfestellung durch eine andere Person.) Der Leib kann nun z.B. zur Trommel werden. Ein hinzukommendes Lied kann zusätzlich und intensivierend stimulieren. Beispielsweise war das in allen Gruppen der Fall mit dem Lied von D. Kreusch-Jacob: „Du bist selber eine Trommel“ (2002, S.69).

Körperklanggesten, wie z.B. das Klatschen, waren meist schon Teil eines kommunikativen Prozesses. Ein Beispiel: Wir bildeten mit unserem Klatschen alle einen gemeinsamen „Klatschteppich“; als Soloinstrument ging die Pauke herum, die von jedem Gruppenmitglied einmal gespielt wurde. Das Klatschen bot viele Möglichkeiten, in Dialog zu gehen, etwas „auszusagen“ und auf das Paukenspiel zu reagieren.

Wieder stark um das leibliche Vermögen der Perzeption ging es beim Erkunden und Einsetzen der Instrumente. Dabei hat jedes Instrument eigene Charakteristika, Aufforderungscharakter und Valenzen, die faszinieren und in den Bann ziehen können.

Bei der Erkundung der Metallofon-Klangstäbe wurden z.B. die Platten – von ihrem Kunststoff-Korpus gelöst – mit den Händen befühlt (kalt, glatt,...) und an die Wange und andere Körperstellen gehalten. Mit der Platte wurde auf verschiedene Oberflächen (Stuhl,...) geklopft, gegen eine andere Metallofon-Platte, auf den dazugehörigen Kunststoffkorpus.

Von der großen Trommel fühlte sich eine Teilnehmerin immer zu folgendem Spiel angeregt: Sie liebte es, laut auf die Trommel zu schlagen, um dann – scheinbar erschrocken – die Hand schnell hochzuziehen, als ob der Schlag, auch für sie, ganz unerwartet gekommen wäre. Instrumente können zu Assoziationen – mitten in den Alltag hinein – führen. Nach anfänglichem Erkunden der Rasseleier ergab sich die gemeinsame Spielbewegung in die Mitte hinein. Die Rasseleier wurden in der Assoziation zu Salzstreuern, aus denen wir Salz in einen großen Topf mit Suppe streuten. Ein Bezug zum Kochtag der Förderbereichsgruppen stellte sich her.

Ein längerer Zyklus aus Eindruck und Ausdruck entstand aus der Beschäftigung mit Trommelschlegeln. Ausgangspunkt war das Spielen nur mit Schlegeln: Klopfen auf verschiedene Untergründe, dies wahrnehmen, Bewegungen mit den Schlegeln ausführen, mit den Schlegeln dirigieren. Dann folgte das Spielen mit den Schlegeln zu einer Musik (Kuckuckspolka). Einige Gruppenmitglieder und ich standen auf, traten mit unseren Schlegeln in Kontakt, tanzten, bezogen die auf dem Boden stehenden Bongos mit ein, indem wir immer wieder mit einem Schlag auf sie trafen. Oder mehrere Schlegel spielten miteinander, was wie ein Tanz von Schlegeln aussah. Weitere Wahrnehmungen kamen durch das hereintretende Sonnenlicht hinzu. Der Tanz mit Schlegeln wurde so auch zu einem Tanz und Spiel mit Licht und Schatten.

Instrumente werden von Teilnehmenden auch eingesetzt, um Ausdruck zu verstärken. Lucia, um die es schon in Kapitel 3.3 ging und um die es auch in Kapitel 4.5 gehen wird, sprang in einer Stunde auf, drehte sich im Kreis und spielte und schwang die Kalimba durch die Luft. Dabei entstanden große Klangbewegungen.

Ausdrucksverstärkend wirkt es auch, wenn mit den Instrumenten bei Liedern eigene Schlussakzente gesetzt werden.

Immer wieder konnte ich feststellen, dass mit manchen Instrumenten bei einigen Gruppenmitgliedern eine größere Präsenz entstand. Hier wird die Möglichkeit der Stimulierung durch bestimmte Musik (-Instrumente) sichtbar.

Um Ausdrucksunterstützung und -verstärkung geht es auch im Folgenden:

Lieder, die – wie einige russische Lieder – in ihren Wiederholungen immer schneller gesungen werden, können durch die dabei entstehende Dynamik helfen, in den Ausdruck (stimmlich, instrumental, bewegungsmäßig) zu gelangen. Das sich dabei anschauen ist ebenfalls unterstützend. Dies ist auch wichtig im folgenden Spiel: Zwei Gruppen werden gebildet. Eine Gruppe spielt mit den Instrumenten, die andere Gruppe erfindet Bewegungen

dazu. Oder freie Bewegungen entstehen aus einem Lied heraus, die wir gemeinsam ausführen, die anderen dabei anschauend.

Mit der Zeit wurde das Medium Bewegung/Tanz in den Gruppen immer wichtiger und nahm mehr Raum ein. Der Ausdruck wurde hierbei zunehmend freier und gelöster.

Als sehr wichtige Bewegungs- und Körpererfahrungen haben sich auch „schwingende“ Bewegungen herauskristallisiert, die im Zusammenhang mit hierfür passenden Liedern erfahren werden konnten. Teilnehmende, die dies gerne erfahren wollten, durch sich selber in diese Bewegungen aber nicht kommen konnten, erhielten Unterstützung.

An diesen Stellen hätte sich eine intermediale Fortführung (ins Malen z.B.) – wie sie als „intermediale Quergänge“ in der Integrativen Therapie eine wichtige Rolle spielen – angeboten, die sich aber aufgrund der räumlichen Gegebenheiten nicht verwirklichen ließ.

Bezüglich der Lautstärke erachte ich es in der Musiktherapie als wichtig, auch die Sinnes-Erfahrung von leisen Tönen und/oder Stille zu vermitteln, um auch hierfür wacher und sensibler in der Wahrnehmung und im Ausdruck werden zu können. Gern werden die leisen Töne „überhört“, wird die Stille als Kontrapunkt zum Hörbaren übergangen oder unterbewertet. Das eine kann aber nicht ohne das andere „leben“, der Gegenpol darf nicht fehlen. So ist es wichtig, auch diesen Bereich des Spektrums einzubeziehen. Nachfolgend ein möglicher Verlauf in der Gruppe: Es still werden lassen (mit Worten, Gesten,...), um auf die Geräusche/Klänge, die im Raum und draußen wahrnehmbar werden, aufmerksam werden zu können. Leise Klänge, leise gespielte Instrumente können danach einbezogen werden. Dies geschah manchmal im Rahmen eines Liedes, welches das Hören fokusierte und offene Stellen für ein Echo ließ. Dieses Lied konnten alle mitsingen. Im Zentrum stand aber jeweils ein einziges Instrument, das in den offenen Echo-Stellen alleine erklang.

Wie zuvor erwähnt, werden in der Integrativen Musiktherapie auch außermusikalische Medien eingesetzt.

So wurde eine Fantasie-Klangreise unter Einbeziehung einer Vogelfeder begonnen. Die Berührung und daserspüren dieser Feder, die den Einzelnen zum Mitreisenden machte, sprach den taktilen Sinn an. Dass darüber das Leibgedächtnis/das leibliche Vermögen der Erinnerung und Speicherung angesprochen wurde, ist zu vermuten. Denn das Spüren der Feder kam so gut an, dass wir es immer wieder aufgriffen – z.B. auch für eine Verwandlung in einen Vogel oder um gemeinsam durch das Schwingen mit den Armen einen Vogelflug nachzuempfinden.

Auch für weitere (kleine) Geschichten müssen nicht viele Utensilien vorhanden sein. Zwei verschiedenfarbige Tücher für die Rollen des Wassermanns und der Wasserfee, die sich dann

instrumental eine Geschichte erzählen, können genügen. Im konkreten Fall nahmen alle Teilnehmenden gern ein Tuch an, um entweder zur Wasserfee oder zum Wassermann zu werden. Manche suchten bewusst die Farbe und Rolle aus. Beides bekam eine zusätzliche, eigene Bedeutung.

Die Bedeutung multipler Stimulierung durch kreative Medien soll noch an zwei weiteren Beispielen dargestellt werden.

Sonja, die ein ganz besonderes Verhältnis zum Singen und zu Liedern hat, wirkt oft wie verückt, wenn sie singt. Sie geht dabei häufig in eine große Nähe zum Instrument (meist dann eine kleine Rahmentrommel), und es wirkt so, als ob sie ein Zwiegespräch mit dem Instrument führen würde, um dabei Lieder „herauszuhorchen“. Andererseits saugt sie den Text und die Melodie von neuen Liedern richtiggehend in sich hinein. Musik, und insbesondere das Singen, scheint wie eine „Nahrung“ für sie zu sein und einen Zugang zu salutogenen Erfahrungen der Vergangenheit zu eröffnen.

Sylvia wirkt im Ausdruck zurückgehalten und eingeschränkt. Oft hängt sie in unserer Runde mit ihrem Kopf (und Haaren) und Oberkörper nach unten, bewegt ab und zu das Instrument, das sie sich ausgewählt hat. Oder ihr Blick geht in die Ferne, wodurch sie innerlich abwesend wirkt. Andererseits ist die Expression bei ihr fast „greifbar“. Es gibt auch Momente, wo sie plötzlich „auftaucht“, dabei wache und/oder freudige Blicke zeigt, mitspielt. Dazu eingeladen (erfreut) stand sie z.B. einmal mit ihrer umgehängten Trommel auf, um auf die Einzelnen zuzugehen und mit ihnen zu spielen. Eine größere Wachheit war nun erkennbar.

Gut scheint es ihr zu tun, in ein dynamisches Spiel mit der Trommel zu kommen, dabei Lautstärke ausschöpfend. Hierbei kann Musik in ihrer Funktion als Katalysator wirken (zu therapeutische Funktionen der Musik s.: Frohne-Hagemann/Pleß-Adamczyk 2005, S.99).

Das „Auftauchen“ zeigte sich auch in einem unvermittelten Angesprochensein von einem Spieluhr-Clown, der am Ende einer Stunde für alle „spielte“. Spontan ging sie zu ihm hin und berührte ihn sanft.

Damit sich Expressivität und ein ins Handeln gehen bei Sylvia entfalten können, scheint sie in besonderem Maße eine persönliche Ansprache und Aufmerksamkeit zu benötigen, und etwas Besonderes tun zu dürfen. Einmal erhielt sie eine Triangel als sie „wegdämmerte“, um diese als Eingangsklang zu jedem neuen Lied zu spielen. Das tat sie dann auch von sich aus. In der darauffolgenden Stunde –wieder mit der Triangel in der Hand die Lieder einläutend - entstand nebenbei ein kleiner Dialog, bei dem sie gezielt die Triangel ein- oder mehrmals anspielte: Die Frage an sie „wie wirst du es vor diesem Lied machen/was „gibst“ du uns?“ beantwortete

sie auf eine Weise, die von Humor gefärbt war, und die vermuten ließ, dass sie um ihre Wirksamkeit wusste, sie zumindest erlebte.

Auf Sylvias zurückgehaltene Expressivität bis hin zu Passivität, die fast schon phlegmatische Züge hatte, konnte ich mich vorwiegend nur mit Hypothesen und Vermutungen annähern, denn von Kontext und Kontinuum der einzelnen Gruppenmitglieder kann ich aufgrund der Gegebenheiten jeweils nur wenig erfahren. In Sylvias Fall versuchte ich dadurch, dass ich selber diese ihre Haltung ganz konkret für mich verleiblichte, etwas von ihrem Befinden und Erleben zu erfahren. Ich bin mir dessen bewusst, dass ein mehrperspektivisches Betrachten dieser Phänomene nötig ist. So war es wichtig zu erfahren, dass Sylvias bedeutendste Bezugsperson vor noch nicht langer Zeit gestorben ist. Dieser Verlust wird sicher das Erleben der Gegenwart beeinflussen und sich auf ihr Handeln darin auswirken.

Bei Sylvia sehe ich, dass durch multiple Stimulierungen, die sie ansprechen und ihr gut tun, zum einen vorhandene Defizite in den leiblichen Vermögen aufgefüllt werden können und zum anderen sich auch ihre Befindlichkeit vorübergehend verändern kann.

„Die multiple Stimulierung der sensitiven und expressiven Fähigkeiten des Menschen soll zu Wachheit, Wertschätzung, Würde und Wurzeln führen“ (Frohne-Hagemann 2001, S.109). Bei Sylvia sind es schwerpunktmäßig die Aspekte Wachheit und Würde, bei Sonja die Wurzeln. Diese Prozesse können aber nur in Bezogenheit stattfinden. „Musiktherapie ist Arbeit mit Menschen in Bezogenheit. Die Instrumente, die musikalische Form, die Rhythmen begleiten das interpersonale Geschehen, das das Zentrum von Therapie ist“ (Müller/Petzold 1997, S.289).

4.4 Gemeinschaftliche Ressourcen

Die Erfahrung des körperlich-seelisch-geistigen Zusammenklangs mit anderen und die leibmusikalische Ko-responzenz sind schon angesprochen worden. In folgendem Beispiel wird der Fokus dabei auf „gemeinschaftliche Ressourcen“ gelegt, wobei Ressourcen zu verstehen sind als „gute Quellen, aus denen die Kreativität schöpft, die einerseits Belastungen und Probleme abpuffern kann, zum anderen aber Grundlage für Potentiale [...] bietet. Ressourcen stehen der Person oder Personengruppen zur Lebensbewältigung wie auch zur kreativen Lebensgestaltung zur Verfügung“ (Petzold 1997, S.441).

Es wurde eine Musik vom Band gespielt, die sehr anregte und Freude machte. Martin, ein Teilnehmer, der im kognitiven Bereich stärker eingeschränkt ist und nicht sprechen kann,

legte seine Rassel spontan aus den Händen und klatschte zu der Musik. Uns allen fiel dies auf und es wurde liebevoll kommentiert, z.B. damit, dass Martin sich freuen würde. Auch andere klatschten oder bewegten die Arme dazu, eine Teilnehmerin spielte gezielte Töne auf der Pauke. Bei weiteren Stücken kam es zu einem freien Singen auf einer Silbe dazu, dann war es wieder die ganz gelöste Bewegung von Händen, Armen, Oberkörper und ein Mitschwingen. Ein israelisches Lied, das zu einem besonderen Lied für diese Gruppe geworden war, „passte“ dann einfach wieder herein. Es sangen/töntten alle (außer dem gerade angesprochenen Teilnehmer) mit und es kam wieder zu einem gemeinsamen Schwingen. Eine Teilnehmerin sagte danach: „Was für ein schönes Lied“. Das gemeinsam gesungene Lied und das Mitschwingen dazu war für diese Gruppe zu einer gemeinschaftlichen Ressource geworden. Über viele Wochen hatte sich angebahnt, dass die freie und gelöste Bewegung zu selber gesungener Musik, selber gespielter Musik oder Musik vom Band für diese Gruppe ein wichtiges, stärkendes Element wurde.

Mich hat immer wieder der Satz begleitet: „Wende deine Aufmerksamkeit dorthin, wo das Werden entsteht“. Es galt dem, was aufkam, zu folgen, es aufzugreifen.

Musikgruppen bieten die Möglichkeit von Identitätsattributionen und Aufbau von Identität, auch durch die Gruppe selber, die in dieser Hinsicht zur „fördernden Umwelt“ wird. Im Beispiel zeigte es sich u.a. in der gemeinsamen Wahrnehmung und dem Aussprechen, dass Martin sich freuen würde.

So wie in der gerade angesprochenen Gruppe ein israelisches Lied zu einem besonderen für alle geworden war, können auch Lieder, die – durch eine Gruppe angeregt und aus ihr heraus – erfunden werden, solche Funktion bekommen.

Auch umgekehrt, wenn ein Lied von „außen“ eingebracht wird, kann es für die Gruppe identitätsstiftend werden. So brachte ich beim erstmaligen Treffen einer Gruppe – noch ohne die Einzelnen zu kennen – einen vor allem rhythmisch und harmonisch eingängigen Song ein, den „Musikgruppen-Song“, der folgenden Text beinhaltete: „Wir sind die Musik-Musikgruppe, freu'n uns, dass du dabei bist!“. Für die entstehende Gruppe bot er eine Identifikationsmöglichkeit; diese u.a. in Abgrenzung zu anderen Gruppen in der Werkstatt. Zu Beginn sollte er zum Aufbau von Kohärenz beitragen; auch diese kann – immer wieder gestärkt – als Ressource dienen.

(Begrüßungs-) Rituale, bei denen z.B. ein einzelnes Instrument von Teilnehmer zu Teilnehmerin weiter gegeben wird, nachdem es angespielt worden ist, bringen die Einzelne/den Einzelnen zur Geltung (alle horchen auf, sehen die individuelle Art des Umgangs mit dem Instrument) und stärken gleichzeitig den Zusammenhalt der Gruppe. Die

Handlung des Weiterreichens des Instruments – die im konkreten Fall immer achtsamer erfolgte – führt die Einzelnen nicht nur symbolisch zusammen. Auch bei (Begrüßungs-) Liedern, in denen der Name jeder teilnehmenden Person auftaucht, werden die Einzelnen zusammengeführt, indem jede und jeder einen Platz in der Gruppe erhält, und sie sich so formieren kann.

Im Zusammenhang mit der Entstehung und Entfaltung gemeinschaftlicher Ressourcen muss auch erwähnt werden, dass die Teilnehmenden selbst schon viele Ressourcen im Sinne kompetenten Verhaltens mitbrachten. So z.B. eine auffallende Hilfsbereitschaft, eine gegenseitig-anteilmehmende Wahrnehmung, ein nacheinander schauen (fehlt jemand? War jemand noch nicht dran?) und – immer wieder und in allen Gruppen – Humor.

Abschließend lässt sich sagen, dass auf dem Boden gemeinschaftlicher Ressourcen ein gemeinsamer Prozess des stückchenweise über sich Hinauswachsens, der Grenzerweiterung entstanden war. Der schöpferische Impetus wurde zum Leben erweckt.

4.5 Fokus auf eine Teilnehmerin

Petzold schreibt, dass dem affektiven, sozialen und dem Handlungsaspekt von Lernerfahrung in der Integrativen Therapie und Agogik besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird, was sich in der starken Einbeziehung „kreativer Medien“ und handlungszentrierter Methoden ausdrückt“ (vgl. Petzold 2003, S.100).

Das Ineinandergreifen und Zusammenwirken der drei oben genannten Aspekte von Lernerfahrung möchte ich an folgendem Beispiel verdeutlichen:

Der Fokus richtet sich hier auf die Teilnehmerin Lucia, die die Beteiligung an der Musiktherapiegruppe genutzt hat, um sich, zum einen, über instrumentale Erfahrungen zu „holen“, was sie an emotionaler Zuwendung braucht. Zum anderen näherte sie sich auf stimmlich-tönendem Wege der gesprochenen Sprache. Gleichwohl Lucia auch ansonsten Sprechbewegungen machte, blieben diese ohne Musik tonlos.

Die Teilnehmerin hatte eine Vorliebe für eine ganz bestimmte Rahmentrommel, die sie, wenn z.B. ein anderer Teilnehmer sie nahm, vehement für sich selbst einforderte.

Nach einiger Zeit des Bestehens der Gruppe spielte sie bei gemeinsamen Stücken immer wieder über die Zeit hinaus. Gelegenheit für ein Solospiel gab es in den Gruppenstunden

häufig; sie aber schien sich selbst noch mehr Zeit der Aufmerksamkeit und des sich Zeigens holen zu wollen. Je nach Situation erhielt sie auch ein Extra-Solo.

In einer der nächsten Stunden tönte sie wieder über ein Lied hinaus - mit ihrer Trommel ganz nah am Ohr und zu dieser hin singend, was den Höreindruck verstärkte. Es war für uns alle überraschend wie sich ihr Singen erhob, mit im Ansatz erkennbaren bekannten Melodien und unterschiedlichen Silben. Ich „hörte“ dann irgendwann ein Lied heraus (gewissermaßen mit Unterstellung bzw. „Erfindergeist“), das ich anstimmte und das wir dann gemeinsam sangen.

In den darauffolgenden Stunden improvisierte sie wieder viel mit Stimme und Trommel. Die Improvisationen kamen wie ein sprudelndes „Sprechen“ an, bestehend aus eigenen Lauten und Silben. Sie schien damit unbedingt gehört werden zu wollen. Sie war meist mit ihrem Ohr direkt an der Rahmentrommel. Da sie mit Vokalen und Konsonant-Vokal-Verbindungen spielte, brachte ich nun gehäuft indianische Lieder ein, da in ihnen viele Vokale vorkommen und die Silben Ähnlichkeit mit ihren eigenen haben.

In einer weiteren Stunde war sie wieder ganz ins Tönen und Singen gekommen. Als sie mit ihrem Instrument über ein gemeinsam gesungenes Lied hinausspielte, passte ich mich auf der Gitarre ihrem Rhythmus an und spielte mit ihr. Sie erkannte es. Bei den folgenden Liedern schaute sie mich beim Singen an. Ich meinerseits schaute vermehrt zu ihr, weil ich bemerkte, wie sehr sie auch in die Sprache kommt und mir dabei vom Munde abliest. Ihre Stimme war kräftig zu hören. Wie schon erwähnt, war ihre Stimme beim reinen Sprechen nicht zu hören. Beim Singen hingegen konnte sie mit ihrer Stimme einstimmen. Immer wieder fasste sie mir mit einem Streicheln an den Kopf und umarmte mich, was ihre hohe emotionale Beteiligung erkennen ließ.

Auch in anderer Hinsicht konnte sich die Teilnehmerin etwas „holen“. Es war wie ein Spiel, wenn ich sie in der Werkstatt abholen wollte und sie den Kopf schüttelte und so tat, als ob sie kein Interesse hätte. Nach einiger Zeit – d.h. mit Verspätung – kam sie in unsere Runde, um die freudige Begrüßung durch die anderen zu genießen. Wenn dann manchmal „ihre“ Trommel auf dem für sie bereitgehaltenen Stuhl lag, war sie besonders begeistert.

Lucia brachte – auch ohne Sprache! – immer wieder humorvolle Einlagen, in dem sie z.B. Bilder aus Liederbüchern mit einer bestimmten Teilnehmerin in Verbindung brachte. Das machte sie deutlich, indem sie erst auf das Bild und dann auf die Teilnehmerin zeigte, was uns des öfteren zum Lachen brachte.

5. Innehalten und Ausblick

Die vorliegende Arbeit war für mich wie das Nachvollziehen eines Weges, den ich zusammen mit geistig behinderten Menschen gegangen bin und gehe, den ich als bereichernd und spannend erlebt habe und erlebe, und an dessen Weiterentwicklung mir gelegen ist.

An dieser Stelle möchte ich die Leserin/den Leser nun auch noch mitnehmen in die Phase des Ankommens im größeren Kontext „Werkstätte für geistig behinderte Menschen“, in den die Gruppen eingebettet sind. Bei meinem Ankommen, vor und aber auch nach den Stunden, sehe ich Freundinnen und Freunde der Gruppenmitglieder, komme ich auch mit anderen (behinderten oder nicht behinderten) Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern ins Gespräch. Ich sehe, mit wem die Gruppenmitglieder zusammen sind und wo sie sich in den Pausen und während der Arbeitszeiten aufhalten. Ich erlebe, wie sie sich in diesem Kontext bewegen und bewegen lassen. Und ich erlebe mich selbst als ein Teil dieses Kontextes, in dem ich mich ebenfalls bewege und bewegen lasse, auch wenn es nur für ein bis zwei Stunden in der Woche ist, ein Kontext, in dem Wechselseitigkeit/eine wechselseitige Bezogenheit entstanden ist und noch mehr entstehen kann und darf. Mich dafür weiterhin zu öffnen ist mein Wunsch.

Es ist eine Nähe – in unterschiedlicher Intensität - zu den Menschen in den zwei Werkstätten entstanden, auch wenn mir nur ein Teil zur jeweiligen Geschichte und weiteren Lebenswelt der Einzelnen bekannt ist.

Manches Mal wird von dem in den Gruppenstunden immer mit anwesenden Kontext etwas Bedeutsames erkennbar, ohne dass dies die verbale Kommunikation vermittelt hätte. So wurde vor kurzem klar, dass die Mutter einer Teilnehmerin ebenfalls Gitarre spielt. Dieses Instrument, die Spielbewegungen mit ihm, hatten immer wieder das besondere Interesse und auch Faszination bei dieser Teilnehmerin geweckt. Meine Vermutung aussprechend, dass ihre Mutter Gitarre spielt, wurde von ihr durch Gestik und Mimik freudig bestätigt..

Bezüglich meines methodischen Vorgehens in den Gruppen möchte ich u.a. noch systematischer mit leiblichen/zwischenleiblichen Synchronisierungen arbeiten. Lucia, die in den Kapiteln 3.3 und 4.5 genannte Teilnehmerin, gibt einen deutlichen Anstoß hierfür, aber auch andere Gruppenmitglieder. Auch möchte ich bewusster mit den Möglichkeiten wechselseitiger Empathie umgehen.

Die Möglichkeiten zur Alltagsintegration sind noch nicht ausgeschöpft. Dem hierfür nötigen wechselseitigen Informationsfluss kann ich nur bedingt nachkommen, da Mitarbeiterbesprechungen für mich nicht vorgesehen sind.

Weiterhin wird mich die Frage begleiten: Wo und wie ist mehr Partnerschaftlichkeit umsetzbar? Wo zeigen sich Grenzen, die es zu respektieren gilt? Wo muss ich „unterstellen“ – in Verantwortlichkeit und Wertschätzung für das So-Sein? Mein Wunsch und Anliegen bleibt, offen und unverstellt in eine Begegnung innerhalb dieses vielfältigen und schöpferischen Wir's zu gehen.

6. Zusammenfassung: Intersubjektivität und der dritte Weg der Heilung und Förderung - Erfahrungen aus der musiktherapeutischen Arbeit mit geistig behinderten Menschen

In dieser Arbeit wird beschrieben, wie Intersubjektivität und der dritte Weg der Heilung und Förderung der Integrativen Therapie die musiktherapeutische Gestaltung von Gruppen im Bereich „Werkstätte für geistig behinderte Menschen“ geprägt haben. Es wird der Frage nachgegangen, wie Intersubjektivität in diesem Bereich verwirklicht werden kann, wo Grenzen liegen und/oder auch möglicherweise Grenzen überschritten werden können. Eine intersubjektive Grundhaltung und ein „Handeln aus unterstellter Intersubjektivität“ begünstigen Wachstums- und Entwicklungsmöglichkeiten, weiten den Blick auf „kompetentes Subjekt“. Sie kommen dem Bedürfnis nach gelingenden Kommunikations- und Interaktionserfahrungen auf Seiten der behinderten Menschen besonders entgegen. Ein nonverbales Medium wie Musik öffnet – bei meist nur begrenzt oder gar nicht vorhandener Sprache – nochmals besonders ein Tor zur kreativen Persönlichkeitsentfaltung. Wie sie und andere Medien eingesetzt wurden, welche Aspekte sich auf dem dritten Weg der Heilung und Förderung und dem Anliegen, Intersubjektivität zu verwirklichen, ergeben haben, wird mit Beispielen aus der Praxis aufgezeigt.

Schlüsselwörter: Menschen mit geistiger Behinderung, *Integrative Musiktherapie*, Intersubjektivität, der dritte Weg der Abhilfe und Unterstützung, Nonverbalität/Verbalität, kompetentes Individuum, Ressourcenorientierung

Summary: Intersubjectivity and the third way of healing and promotion - Experiences from music therapy work with mentally handicapped people

In this graduation paper is described how intersubjectivity and the third way of remedy and support of the Integrative Therapy the music therapeutic work with groups in the field “sheltered workshops for mentally disabled people” have shaped. The question is investigated how intersubjectivity in this field can be implemented, where there are limitations and/or where possibly limitations can be exceeded. A general attitude of intersubjectivity and “acting out of assumed intersubjectivity” promote possibilities of growth and development, widen the view on “competent individual”. They particularly fulfil the needs for experiences of successful communication and interaction on the side of the people with mental disabilities. A non-verbal means such as music opens – with mostly only restrictedly or even not existing language – another special door to creative development of personality. How music and other means were being used, which aspects resulted on the third way of remedy and support and the concern to implement intersubjectivity, is pointed out by examples from the practice.

Keywords: People with mental disabilities, integrative music therapy, intersubjectivity, the third way of remedy and support, non-verbality/verbality, competent individual, resource orientation

Literaturverzeichnis

- Frohne-Hagemann, I.** (2001): Fenster zur Musiktherapie, Wiesbaden
- Frohne-Hagemann, I./Pleß Adamczyk, H.** (2005): Indikation Musiktherapie bei psychischen Problemen im Kindes- und Jugendalter. Musiktherapeutische Diagnostik und Manual nach ICD-10, Göttingen
- Kreusch-Jacob, D.** (2002): Zauberwelt der Klänge. Klangmeditationen mit Naturton-Instrumenten, München
- Laschinsky, D./Petzold, H.G./Rinast, M.** (1979): Exchange Learning – ein Konzept für die Arbeit mit alten Menschen. –In: Integrative Therapie, 3/79, S. 224-245
- Leidecker, K.** (2004): Das Leben klingen lassen. Musikintervention in der Sozialpädagogik, Essen
- Müller, L./Petzold, H.G.** (Hrsg.) (1997): Musiktherapie in der klinischen Arbeit. Integrative Modelle und Methoden, Stuttgart
- Petzold, H.G.** (1980): Die Rolle des Therapeuten und die therapeutische Beziehung in der Integrativen Therapie. –In: Petzold, H. (Hrsg.) (1996): Die Rolle des Therapeuten und die therapeutische Beziehung, 3.Auflage, Paderborn, S. 223-290
- Petzold, H.G.** (1993): Integrative Therapie. Modelle, Theorien und Methoden für eine schulenübergreifende Psychotherapie, 3 Bände, Paderborn
- Petzold, H.G.** (1994): Zur Integration motopädagogischer, psychotherapeutischer und familientherapeutischer Interventionen in der Arbeit mit geistig Behinderten. –In: Lotz, W./Koch, U./Stahl, B. (Hrsg.): Psychotherapeutische Behandlung geistig behinderter Menschen, Bern, S. 226-240
- Petzold, H.G./Sieper, J.** (Hrsg.) (1996): Integration und Kreation, Band 1, 2.Auflage, Paderborn
- Petzold, H.G.** (1997): Das Ressourcenkonzept in der sozialinterventiven Praxeologie und Systemberatung. –In: Integrative Therapie, 4/97, S. 435-471
- Petzold, H.G.** (2000a): Eine “Grundregel” für die Integrative Therapie als Verpflichtung zur Transparenz und Anstoß, „riskanter Therapie“, Fehlern und Ungerechtigkeiten in der Psychotherapie entgegenzuwirken. Vortrag an der EAG, Düsseldorf/Hückeswagen Mai 2000, bei www.fpi-publikationen.de/polyloge, 12/2001
- Petzold, H.G.** (2002b): Zentrale Modelle und Kernkonzepte der „Integrativen Therapie“, Düsseldorf/Hückeswagen, bei www.fpi-publikationen.de/polyloge, 03/2002

- Petzold, H.G.** (2002ü): POLYLOGE: die Dialogzentrierung in der Psychotherapie überschreiten. Perspektiven „Integrativer Therapie“ und „klinischer Philosophie“, Düsseldorf/Hückeswagen, bei www.fpi-publikationen.de/polyloge, 04/2002, updating 2005
- Petzold, H.G.** (2003): Integrative Therapie. Modelle, Theorien und Methoden für eine schulenübergreifende Psychotherapie, 3 Bände, 2. überarbeitete und erweiterte Auflage, Paderborn
- Petzold, H.G.** (2004): Das Selbst als Künstler und als Kunstwerk – rezeptive Kunsttherapie und die heilende Kraft „ästhetischer Erfahrung“. –In: Integrative Therapie, 3/04, S. 267-298
- Petzold, H.G.** (2004h): Der “informierte Leib im Polylog” – ein integratives Leibkonzept für die nonverbale/verbale Kommunikation in der Psychotherapie. –In: Hermer, M./Klinzing, H.G.: Nonverbale Kommunikation in der Psychotherapie, Tübingen
- Petzold, H.G./Müller, M.** (2005): Modalitäten der Relationalität – Affiliation, Reaktanz, Übertragung, Beziehung – in einer „klinischen Sozialpsychologie“ für die Integrative Supervision und Therapie, Düsseldorf/Hückeswagen, bei www.fpi-publikationen.de, 03/2005
- Rahm, D./Otte, H./Bosse, S./Ruhe-Hollenbach, H.** (1995): Einführung in die Integrative Therapie, 3.Auflage, Paderborn
- Schmidt, R.** (2006): Lieber Arm ab als arm dran. Grenzen haben - erfüllt leben, 3.Auflage, Gütersloh
- Schuch, H.W.** (2000): Grundzüge eines Konzeptes und Modells Integrativer Psychotherapie. –In: Integrative Therapie, 2-3/2000, S.145-202
- Thalmaier, H.** (2005): „Ich muss lernen, meine eigene Wahrheit zu finden“. Theatertherapie im Klinikum Nord Ochsenzoll, Hamburg. –In: Musik und Gesundsein, 10/2005, S.18-21
- Theunissen, G.** (2005): Pädagogik bei geistiger Behinderung und Verhaltensauffälligkeiten, 4. neu bearbeitete und stark erweiterte Auflage, Regensburg